



1229

IL 1943

24750.



Mikrologische Aufsätze

Ag

von

Friedrich Schulz.



~~N'avoir qu'un gout est peu de chose.~~

Folz

Königsberg,

bey Friedrich Nicolovius

1793



2815



91422

Vorrede und Einleitung.

Vor einigen Jahren lebte zu Rom ein junger Abbate. Er war aus einer reichen Familie, und seine Mutter setzte ihren Kopf darauf, ihn zum Prälaten zu machen. Man

kaufte ihm also eine Prälatur, und kaum war er in den Habit derselben geschlüpft, so warf man ihm noch eine Stelle an dem Tribunale zu, das „Buon Governo“ genannt wird *).

Es traf sich, daß, an demselben Tage, wo er der ersten Sitzung beizuwohnen sollte, ein Prozeß zu entscheiden war, der, wegen besonderer Umstände, die Aufmerksamkeit

* Dialogues sur le Commerce des Bleds.

1770. pag. 204.

des ganzen Publikums auf sich gezogen hatte. (Es war von der Gültigkeit oder Ungültigkeit eines Testaments die Rede.) In der ganzen Stadt sprach man davon, und mit großer Ungeduld erwartete man die Sentenz jenes Tribunals. Dieß besteht bloß aus zwölf Prälaten. In wichtigen Fällen bringt jeder Richter seine Meynung zu Papier und ließt sie ab. Diese Gutachten läßt man auch das Publikum wissen, und macht kein Geheimniß daraus, wie in manchen andern Ländern. Nun aber muß man wissen, daß unser Abbate ein — Strohkopf war.

Wirklich, er war ein Strohkopf und
 wollte deshalb nicht dafür gehalten werden.
 Er fühlte wohl, daß er bey seiner ersten
 Sitzung glänzen müsse; daß die Aufmerksam-
 keit auf sein „Voto“ gerichtet seyn
 würde; daß er mithin gleich jetzt sich in den
 Ruf der Schärfsicht und Gelehrsamkeit zu
 setzen habe. Dahin nahm er den allernäch-
 sten Weg. Er bestellte sich bey einem be-
 rühmten Advokaten eine Opinion, und em-
 pfahl ihm, gute Arbeit zu liefern, möchte
 sie kosten, was sie wollte. Nicht zu verges-
 sen, daß sie mit Citationen, mit lateinischen
 Stellen, und zwar von den besten, aufge-

stugt seyn müsse. Der Advokat war ein ehrlicher Mann und that sein bestes. Justinian, Gratian, Ulpian, Papinian und Accursius — alle wurden gezeündet, und es ist gewiß, die Opinion wurde ein Meistersstück. Es ward darin klar wie der Tag gemacht, daß das Testament ungültig sey.

Der Advokat brachte, den Morgen des entscheidenden Tages, in eigener Person, die Schrift zu „Monsignor.“ Dieser nahm sie mit Freuden zu sich, dankte ihm, bezahlte ihn, durchlief seine Opinion zweys bis dreymal, um sie ohne Anstoß vorlesen

zu können, legte sie zusammen, steckte sie in die Tasche, ließ ausspannen und rollte, sehr selbstzufrieden, wie man denken kann, nach dem Tribunalhause. Er war sich bewußt, seine Unsterblichkeit in der Tasche zu haben.

Aber, wer ist immer auf alle Fälle gefaßt? Man kann einmal seinem Schicksale nicht entgehen. Das Unglück wollte, daß er nicht der erste war, der seine Opinion mitzutheilen hatte. Zwei Prälaten thaten es vor ihm, und beide, (o, Unstern!) votirten für die Gültigkeit des Testaments. Dieser unerwartete Fall, brachte unsern

Mann aus aller Fassung. Er setzte sich in den Kopf, daß alle übrige Richter ebenfalls für die Gültigkeit opiniren würden, und daß er mit seinem Gutachten allein sitzen bleiben könnte. Was für eine Beschämung, was für eine Schande wäre das für ihn! Die ganze Stadt würde sagen, er allein sey anderer Meinung gewesen! Diese Vorstellung trieb ihm sein ganzes Blut ins Herz, und Lippen und Hände zitterten ihm. Er verwünschte innerlich den Advokaten und nannte ihn einen Betrüger, daß er ihn in das Unglück gestürzt, mit seiner Stimme allein zu bleiben. Er war aufgebracht ge-

gen sich selbst, daß er sich nicht zwei Gutachten hatte verfertigen lassen, die einander entgegengesetzt wären!

Diese peinvollen Bewegungen machten ihm das Herz wohl schwerer, aber den Kopf nicht leichter. Der schreckliche Moment rückte heran, wo er lesen sollte. Was war zu thun? Er hätte freylich mit zwei Worten sagen können, daß er der Meinung der Präslaten sey, die vor ihm opinirten; aber sein Gutachten, sein herrliches, sein theures Gutachten — wozu hätte es ihm dann genügt? Jedermann hätte gesagt, er habe die

Alten nicht studiert, er habe keine Meinung für sich; und das wäre doch gelogen gewesen, denn er hatte sie in — der Tasche.

Indessen, seine Angst selbst, macht ihm Muth. Er nimmt sich herzlich zusammen, zieht sein Papier aus der Tasche, lies't es laut, verständlich, mit Grazie und Würde ab, und um seine Sylbe anders, als geschrieben steht. Bloß am Schluß, als er an die Worte der feyerlichen Konklusion kommt, lies't er, anstatt: erkläre ich das Testament für ungültig — erkläre ich das Testament für gültig. —

Der Kardinal, Präsident des Tribunals glaubte, dieß sey ein Mißverständnis, er verlese sich. „Konsignor,“ sagte er: „Sie wollen sagen ungültig.“ — „Um Verzeihung, Ihre Eminenz,“ erwiderte unser Abbate mit Bescheidenheit; „ich meine, es sey gültig.“ — „Aber wie kann das seyn?“ versetzte der Kardinal: „Sie haben ja das Gegentheil bewiesen!“ — „Das macht nichts aus, Ihre Eminenz, ich meine, es sey gültig;“ sagt unser Mann und er bleibt dabey, daß er der Meinung der Prälaten sey, die vor ihm votiert haben.

Alle sehen einander mit großen Augen an, wundern sich, trauen ihren eigenen Ohren nicht. Die Zuhörer flüstern und marmeln. Man fragt ihn noch einmal, jeder fragt ihn einzeln: Cur? quomodo? qua ratione? — Er bleibt hartnäckig das bey: er sey für die Gültigkeit des Testaments. Endlich entwischt ihm ein paar leise articulirte Worte: daß er nicht allein mit seiner Meynung bleiben will, und daß das Publikum ihm dieß nicht nachsagen soll. Sein Nachbar stieg sie auf, durchsah das Räthsel, und fand, zu seinem Erstaunen, die unglaubliche Ueberzeugung in seinem

Kopf eingenistelt: daß man in Urtheilen und Meinungen eben so wenig etwas besonderes haben müsse, als in der Trisur und Kleidung —

Moral. Ich will nicht seyn, wie dieser Abbate.

Witan, den 1. Jänner, 1793:

G.

Inhalt.

I. Ueber das Wort „Herr“ vor dem Namen der Schriftsteller.	S. 1
II. Tranchée und Tranchées, Aufgraben und Reißschneiden.	2
III. Ueber die Zufälle der poetischen Schwangerschaft.	11
IV. Die Hornflut.	47
V. Gründe gegen die Wessung der Weinfelder.	61
VI. Geist Champ, de Mars, Marsfeld oder Weisfeld.	68

VII. Moses kein Verrüger, so wenig als Christus
und Muhamed. C. 89

VIII. Wird durch Herrn Compens verfaßte
Sprachbereicherung, die deutsche Sprache ärmer
oder reicher? 128

IX. Bemerkungen über deutsche poetische Uebersetzer
und Uebersetzungen. 146

X. General Dinnondier in Paris. 187

I. **B e s t i m m u n g .**

Ueber das Wort

„H e r r“

vor den Namen der Schriftsteller.

(Der Gelegenheits-der 25sten Nummer der Allgemeinen
Literatur-Zeitung, vom Jahre 1792. Seite 139.)

Titel gelten dem Manne von Geschmack nicht.
Der bloße Name eines Schriftstellers, der
Meisterwerke hervorgebracht hat, flößt mehr
Achtung ein, als alle Beywörter, die man dar
vor setzen könnte.

Der Quartaner wendet Fleiß an, um bald
das „Monsieur“ vor seinem Namen zu hören;

der Sekundaner sieht schon auf den „Monsieur“ herab, und der Primaner, der zwischen „Monsieur“ und „Herr“ schwebt, freuet sich auf die Akademie, die ihm das Prädikat „Herr,, unnachlässlich verschafft.

Ich fange mit den untersten Stufen der Gelehrsamkeit an, und sage, wie es dort ist. Auf den höhern zeigt sich das Gegentheil. Jeder Schriftsteller, vom Mittelmäßigen bis zum Guten, erhält das „Herr“ vor seinen Namen, wenn man seiner in Schriften erwähnt. Und die Vortreflichen? Die sollten doch ein höheres Prädikat bekommen, aber sie bekommen gar keines.

Das ist ein unhöflicher, ungerechter Gebrauch, könnte man denken. Ich denke, er ist sehr höflich und gerecht. Ein Name ohne „Herr“, ist ein selbstständiger Name, er bedarf keiner Zolte. Man nennt bloß ihn und weiß, woran man ist. Je größer die Anzahl der Schriftsteller ist, die einen Namen schlech-

weg nennen, je mehr Verdienste sie selbst haben, desto allgemeiner und sicherer sind die Verdienste des Mannes, dem er gehört, anerkannt. Das Schriftsteller-Publikum, als Masse genommen, hat hierin ein feines Gefühl und versteht sehr selten dagegen.

Man sagt nicht: Herr Professor Kant, Herr Hofrath Wieland, Herr Geheime Rath von Göthe, Herr Legationsrath Klopstock. Niemand sagt: Herr Möser, Herr Vode, Herr Uh, Herr Schözer, Herr Pütter, Herr Gleim —

Aber jedermann sagt; Herr von Archenholz, Herr Moriz, Herr Reißner, Herr Jünger, Herr Mylius u.

Es giebt aber noch Namen in der deutschen Literatur, die zwischen „Herr“ und M. M. schlechtweg, schweben. Dahin gehören Becke, Garve, Engel, Schlosser, Reim

hold, Bürger, Schiller, Gotter, Forster u. a. m. Diese sind über den „Herrn“ hinaus, aber noch nicht völlig im Besitze der Unhöflichkeit des gelehrten Publikums gegen sie. Man hört sie bald mit bald ohne „Herr“ nennen.

Als Lessing, Wendelssohn, Cramer, Hagedorn, Haller, Rabener u. noch lebten, setzte niemand ein „Herr“ vor ihren Namen; nachdem sie todt sind, geschieht dieß noch weniger. Ueberhaupt setzt man vor den Namen eines Todten, meines Wissens, nie das Herr, ausgenommen in den Leichenreden und Anzeigen von Todesfällen. Viele unermüdliche Schriftsteller mögen sich also auf ihren Tod freuen.

Wunderlich ist es, daß ganz schlechte Schriftsteller mit den ganz vortreflichen Einetley Ehre genießen. Man sagt nicht, Herr Geißler, Herr Braun, Herr Gessellius u. sondern schlechtweg Geißler,

Grann u. s. w. Aber wer steht nicht ein, daß
dies eine wahre Unhöflichkeit von Seiten des
Publikums ist? Wögen sich diese Herren da-
rüber nicht verblenden.

Diese Unterscheidungen sind nicht willkühr-
lich. Der Kenner der Literatur weiß die Grün-
de davon sehr gut. Doch gehen zwei Mächte
von diesem Gebrauch ab: die jungen
Schriftsteller und die Recensenten.

Die jungen Schriftsteller, die noch
nicht viel gelesen, und noch weniger über
Werke der Gelehrsamkeit und des Geschmacks,
und über deren Urheber nachgedacht haben
sind sehr geneigt, Schriftstellernamen ohne
„Herr“ zu nennen, theils, weil sie jene
Distinktionen nicht kennen, theils, weil sie sich
dadurch das Ansehen von Familiarität in der
Literatur geben wollen.

Wenn die Recensenten ein Buch an-
zeigen, sey es von dem vortreflichsten, oder

von dem schlechtesten Autor, so setzen sie, wenn sie seinen Namen schreiben, das „Herr“ davor. Warum? Ich weiß nicht genau. Vermuthlich, weil das weggelassene Herr vor großen Namen zu „cavalierement“, und vor kleinen, verächtlich klingen würde. Mancher Recensent der ein Buch schreibt, worin er gelegentlich eines großen Namens erwähnt, setzt gewiß kein „Herr“ davor.

Gegen diesen Gebrauch seiner Kollegen und zugleich gegen die allgemeine Sitte, hat der Recensent verstoßen, der in der obenangezeigten Nummer der A. L. Zeitung das Buch „Sokrates“ von einem Herrn Heller mustert. Herr Heller hat darin, mit bloßen Umschreibungen und Verwässerungen, alle die Gedanken gesagt, die Mendelssohn über Sokrates drucken ließ. Um zu zeigen, wie Herr Heller sein Original kopirte, hat der Recensent die Worte beyder, in gespaltenen Kolonnen, neben einander gestellt. Ueber die Worte Mendelssohns, setzte er schlech-

weg Mendelssohn, und über die
Worte Herrn Hellers setzte er schlecht
weg Heller. Das ist unschicklich. Er hätte
das Wort Herr vor Heller setzen müssen.
Die Gründe dazu liegen in den obenstehenden
Bemerkungen. II

II.

Tranchée und Tranchées, Aufgraben und Leibschnelden.

(Vergl. Polit. Journal. Aug. 1792. S. 337.)

Die Herausgeber des Politischen Journals haben sich, seit dem Ausbruche der französischen Revolution, nie in die Gefahr gesetzt, für Feinde des Despotismus gehalten zu werden. Zwar scheinen sie nicht übermäßig tief über diesen Gegenstand gedacht zu haben; aber wozu wäre das auch nöthig? Wenn man nur Faktum getreu anführt und nebenher die Sache zu prophezeien hat! Diese letztere ist, in unsern unprophetischen Zeiten, nirgend so glän-

zend gezeigt worden, als in dem genannten Journale. Es kann nicht so bleiben, sagte die Gesellschaft der Herausgeber immer, und, zu jedermanns Verwunderung, ist es, in der That, nicht so geblieben. Doch dieß nur beiläufig.

Die Gesellschaft erzählt in dem obenanger-
zeigten Stücke ihres Journals: die Engländer hätten vor Seringapatnam die Tranchéen eröfnet. Mich wundert, daß sie dies französische Wort braucht, da sie doch, wie es am Tage liegt, die Franzosen nicht wohl leiden mag, und da, wie sie es braucht, die Englische Armee dadurch sehr empfindlich beleidigt wird. Ich weiß nicht, was sich die besagte Gesellschaft für eine Idee von der Eroberungskunst macht, aber die, welche sie durch die Redensart: man hat die Tranchéen eröfnet — verlaublich, ist, wenigstens, sehr verworren. Denn sie meint, man erobere eine Stadt mit eröfneten Tranchéen, das heißt, man erschrecke — nur

nicht — mit einem Stuhlsgang. Die Ketz-
te wissen, daß durch dies Phänomen das Leibe-
schneiden eröffnet und gehoben wird; aber
Städte damit zu erobern! Wie neu! Sie
hält doch die Indianer zu sehr für „Pol-
trons“ und die Engländer zu sehr für
„Polissons“.

III.

Ueber die Zufälle
der
poetischen Schwangerschaft.

(Geistl. Heilen Fleißer, ein psychologischer Roman,
4ter Theil, Berlin 1790.)

Herr Moriz hat, in dem genannten Buch, einem der unterhaltendsten und lehrreichsten, welche die deutsche Literatur besitzt, ein besonderes Weh seines Helden ausgestellt und zergliedert. Kenner und Patienten werden das, was er darüber sagt, größtentheils sehr treffend und so natürlich finden, daß es nicht erdichtet werden konnte. Er nennt es die Leiden der Poesie, d. i. die Leiden,

welche die Poesie erweckt, nicht diejenigen, die sie selbst hat; ob sie gleich von den Menschen, die an jenem Uebel erkranken, genug leiden muß. Ich nenne das Ganze, um jenen Mißverstand zu vermeiden, lieber die Zufälle der poetischen Schwangerschaft.

Herr Moriz beschreibt die Empfängniß sehr genau, und wie sie sich bey Reisen zeigte, mag sie sich wohl bey allen unächten, aber auch ächten, Dichtern zeigen. — „Wenn ihn (erzählt Hr. M.) der Reiz der „Dichtkunst anwandelte, so entstand zuerst „eine wehmüthige Empfindung in seiner „Seele; er dachte sich ein Etwas, (worein) er „sich selbst verlor, wogegen alles, was „er je gehört, gelesen oder gedacht hatte, „sich verlor und dessen Daseyn, wenn „es nun wirklich von ihm dargestellt wäre, „ein bisher noch ungefühltes unnenntbares Bew „gnügen (Wem? Ihm, oder Andern?) ver „ursachen würde.“

Ich habe oben das Wort wehmüthig unterstrichen, weil es nur zu Keisers individuellen Charakter und zu seiner damaligen äußern, gedrückten Lage paßt. Nicht alle Menschen werden bey solchen Anwandlungen wehmüthig seyn. Heutige Charaktere besonders in glücklichen Tagen, machen hier eine Ausnahme. Anstatt der Wehmuth, werden sie ein unruhiges, stürmisches Verlangen bey solchen Hervorbringungstrieben fühlen.

„Nun war aber noch nicht ausgemacht“ (erzählt Hr. W. weiter) „ob dies (Etwas) ein „Trauerspiel, eine Romanze, oder ein Elegisches Gedicht werden sollte; genug, es mußte „etwas seyn, das wirklich eine solche Empfindung erwekte, wovon (von welcher) der Dichter gewissermaßen schon das Vorgefühl gehabt hatte.“

Außerst natürlich, in der That. Um diese Erscheinung allgemeiner anwendbar zu machen, vergesse man nicht, daß es auch einem heiteren

Dichter so geht, bey dem sich das Epy zu einem komischen Roman, zu einem Lustspiele, zu einem Epigramm u. losgerissen hat. Auf didaktische Dichter kann es nicht wohl angewendet werden, weil die Gegenstände, die sie behandeln, eigentlich nicht empfangen werden, sondern nur die Bilder und Gleichnisse, die sie zur Darstellung und Verdeutlichung ihrer durch den Verstand zugesführten, moralischen, politischen oder metaphysischen Sätze brauchen.

„In den Momenten dieses seligen Morges
 „fähle (fährt Hr. W. fort) konnte die Zunge
 „nur stammelnde, einzelne Laute: (sollte
 „heissen: nur einzelne Leute stammelnd —)
 „hervorbringen. Etwa, wie die in einigen
 „Klopstockischen Oden, zwischen denen (in
 „welchen) die Lücken des Ausdrucks mit Punks
 „ten ausgefüllt sind.“

Ebenfalls ganz nach der Natur. Bey komischen Dichtern möchte sich, in dieser Periode der Schwangerschaft, bloß ein Lächeln, oder

auch wohl ein lautes Lachen anmelden; so wie bey didaktischen, eine laute Explosion der Wahrheit, oder des Satzes überhaupt, der gerade am lebhaftesten auf sie wirkt.

„Diese einzelnen Laute aber (läßt sich Hr. „W. weiter vernehmen) bezeichneten denn „immer das Allgemeine von Groß, Er: „haben, Bonnetthränen und dergleichen. „Dies dauerte denn so lange, bis die Em: „pfindung in sich selbst wieder zurück: „sank, ohne auch nur ein paar vernünftige „Zeilen, zum Anfange von etwas Bestimm: ten, ausgehoben zu haben.“

Sehr treffend. Das Abzuziehende abgezogen, ist dieß auch bey Dichtern anderer Fächer der Fall, didaktische ausgenommen. Diese können ihre Sätze gleich niederschreiben, insoferne der Verstand sie kalt übersieht, aber die Einkleidung wird ihnen auch nicht auf der Stelle gelingen.

Mir ist übrigens nicht ganz klar, was Hr.
 M. mit den Worten sagen will: bis die
 Empfindung in sich selbst zurück-
 sank; darum habe ich sie unterstrichen. Ich
 glaube, es ist nur eine angewöhnte Redensart,
 die zwar in mehreren unserer Schriftsteller
 vorkommt, bey der man sich aber nichts be-
 stimmtes denken kann. Wenigstens ist dies
 der Fall mit der Verbindung, in welcher Hr.
 M. sie hier braucht. Die Empfindung
 sinkt in sich selbst zurück, kann heißen:
 die Empfindung sinkt in sich selbst
 zusammen, d. i. sie verschwindet,
 sie scheitert gleichsam, sie zerfällt
 in nichts, sie hört auf, sie läßt
 nach; es kann auch heißen, die Empfin-
 dung hält sich ganz in sich selbst
 ein und verstoßt jede andre aus der
 Seele, oder auch, sie nimmt keine
 Notiz davon; noch kann es heißen, sie
 concentrirt sich wieder in sich selbst
 und arbeitet nicht mehr, äußere
 Bilder oder Vorstellungen zu be-
 leben.

leben. Man sieht, daß alle prey Fälle, in ihrer ganzen Subtilität, durch jene Redensart nicht klar ausgedruckt werden. Auch paßt keiner dieser Fälle genau auf das, was Hr. Moriz, wie man wohl begreift, sagen will. Seine Meynung ist nämlich, wenn ich nicht irre, folgende: „Hat nun das Vorgefühl einer „poetischen Production eine Weile gearbeitet, „sich in Worte oder Bilder zu ergießen; findet es, daß es unendlich wird, letztere passend, stark, lebhaft, malerisch, erschöpfend „genug anzugeben, um jenes Gebilde, zum „Nachgenuß für sich selbst und zum Genuß für „Andre, darzustellen; so erschläft es allmählig, zerstreuet sich, und verschwindet, ohne „seine Spur in Worten nachgelassen zu haben.“ — Diese Empfindung von Schwäche; von Unzulänglichkeit der äußern Hülfsmittel, einer geistigen Schöpfung eine sinnliche Existenz zu verschaffen, läßt eine Beklemmung, eine Niedergeschlagenheit, eine Sehnsucht, einen Verdenß, eine Ermattung, eine Unzufriedenheit u. in der Seele zurück, die eben den quak

B



vollen Zustand bewirken, welchen Hr. Moritz die Leiden der Poesie nennt.

„Nun war also (sagt Hr. M. ferner) während dieser Krisis nichts Schönes (warum gerade Schönes? Nichts Wirkliches —) entstanden, woran sich die Seele hätte fest halten können, und alles andere, was wirklich schon da war, wurde nun keines Blickes mehr gewürdigt. Es war, als ob die Seele eine dunkle Vorstellung von etwas gehabt hätte, was sie selbst nicht seyn konnte, und wodurch ihr eigenes Daseyn ihr verächtlich wurde.“

Der letztere Satz, von den Worten „Es war“ bis „verächtlich wurde“ — ist, dünkt mich, nicht klar ausgedrückt, ist vielleicht gar hier nicht am rechten Orte. Wir wollen es untersuchen.

In der kurz vorher bezeichneten Periode war die Seele aus ihrer gewöhnlichen, geistig



gen Voge und aus ihrem thierischen Umgebung ganz heraus, und schwebte in einer Region, die sie sich selbst gebildet hatte, um — zu erschaffen. Das Werk, das sie hervorbringen wollte, ahndete ihr, schwebte ihr vor, und war wirklich, in seiner ätherischen Gestalt, schon ganz vollkommen und fertig. Das Anschauen dieser geistigen Angeburt, machte ihr unsäglich Freude. Sie selbst also war mit ihrer Kraft zufrieden; das beweis't ihre Lust an ihrem Werke. Da sie sich aber an eine plumpe Umgebung gefesselt fühlt, die ihr nur zuweilen eine Exkursion, auf welcher sie gleichsam ganz allein ist, erlaubt, und zwar nur auf wenige Momente; so bestrebt sie sich, das Gebilde, welches sie in ihrem ganz reinen Zustande geschaffen hat, in ihre Gefangenschaft mit herüber zu nehmen und seiner zu genießen. Da sie aber, sobald sie in ihre thierische Hülle zurück schwebt, mit derselben wieder in Eins zerfließt; so muß sie ihre Bilder und Genüsse ebenfalls versinnlichen, und der Gegenstand derselben muß dann wohl roher und eine höchst

armifelige Kopie von demjenigen werden, den sie in ihrem vorigen verklärten Zustande schuf und genoß. Das Gefühl von Unbehaglichkeit, welches ihr daraus erwächst, fällt nothwendig, in Verachtung verwandelt, auf ihre Hülfe und auf ihre daran liegenden Sensationen, vergangene und gegenwärtige zurück, und nicht auf sie selbst, wie Herr Moriz es vorstellt. Denn hier ist nicht die Rede von dem, was die Seele seyn könnte, sondern von dem, was sie vermag, schaffen kann und wirklich schuf; ihre Existenz kann ihr also nicht verächtlich werden, sondern bloß die großen Umgebungen, die sie zu schwach für ihre Arbeiten findet, an die sie aber doch nun einmal gefesselt ist. Daher kommt auch wohl das natürliche Gefühl bey Jedem, daß er stärker sey, als sein Körper. Daher die Erscheinung, daß wahrhaft große Seelen ihre, uns Andern so vollkommen scheinende, große und schöne Gedanken und Thaten, bey weitem nicht so groß und schön finden; daß wahrhaft große Geister ihre Werke, vor denen

Andre bewundernd niederknien möchten, tief unter dem Ideale glauben, das ihrer Seele nicht bloß vorschwebte, sondern welches sie wirklich vollkommen ausgearbeitet hatte.

„Es ist wohl ein untrügliches Zeichen,“ (fährt Herr W. fort,) „daß einer (derjenige) „keinen Verus zum Dichter habe, den bloß „eine Empfindung im Allgemeinen zum Dichter „veranlaßt, und bey dem nicht schon die „bestimmte Scene, die er dichten will, noch „eher (?) als diese Empfindung, oder wenigstens „zugleich mit der Empfindung da ist. „Nur, wer nicht während der Empfindung „zugleich einen Blick in das ganze Detail („Detail) der Scene werfen kann, der hat „nur Empfindung, aber kein Dichtungsvermögen.“

Dieser Satz ist, mit Einschränkung genommen, wahr, aber nicht deutlich und bestimmt genug ausgedrückt. Herr W. will, glaube ich, sagen: „Wer bloß die Wehen des

„Dichtungstriebes im Allgemeinen fühlt, ohne
 „eine deutliche Vorstellung, ohne ein schon
 „ganz fertiges Bild von der besondern Geburt
 „zu haben, die er in die sinnliche Welt sehen
 „will, der hat nur Trieb zum Dichten, aber
 „kein Vermögen dazu.“

Eine Empfindung, die im Allgemeinen einen Menschen zum Dichten antreibt, zeigt wenigstens, daß er diejenige Wendung der Seele besitze, die zum Dichter machen kann, die ihm also wirklich einen Beruf dazu giebt. Diese Empfindung, oder dieser Anstoß, liegt jedem Dichtungstriebe, dem unächten wie dem achten, zum Grunde; denn jeder Dichter fühlt in dem ersten Momente der Begeisterung nur eine Empfindung im Allgemeinen; erst im zweyten wird sie individuell. Die Hauptsache ist also, daß es nicht bey jener Empfindung im Allgemeinen bleibe, sondern, daß sie so gleich zu wirken, zu bilden anfangt, und dazu einen bestimmten Gegenstand auffasse. Herr W. hätte also, dünkt mich, seinen Satz so

stellen müssen: „wer bloß eine Empfindung
 „im Allgemeinen hat, daß er dichten möchte,
 „wer sie öfter hat, ohne daß sie in
 „einen fruchtbaren Bildungstrieb
 „übergeht, welcher einen bestimmten Ge-
 „genstand übersieht und verarbeitet: Der hat
 „keine Lust zu dichten, und jene allgemeine,
 „herumflatternde, ohnmächtige Empfindung,
 „ist nur Wunsch oder Nachahmungssucht und
 „zeugt deshalb nicht vom wahren Berufe zum
 „Dichten.“

Meiſer hatte öftere Anwandlungen vom
 Bildungstrieb, aber dieser haſtete nie auf ei-
 nem bestimmten Gegenſtand, oder, wenn er
 ſich an einen ſolchen ſeſſelte, ſo war er von
 derjenigen Art, die Herr W. als Merkzeichen
 angiebt, daß man keine poetiſche Ader habe.
 Wir wollen ſeine Bemerkungen hierüber hören:

„Meiſer wollte ein Trauerspiel dichten,“
 (erzählt er,) „das Siegwart heißen und
 „ſich mit ſeiner (deſſen) Einſeher bey dem

„Einsiedler anheben sollte; „welches immer
 „Kaisers Lieblingsidee (war), und die Liebe
 „Ilingsidee fast aller jungen Leute zu seyn pflegt,
 „welche sich einbilden, einen Beruf zur Dicht-
 „kunst zu haben. Dieß ist sehr natürlich, weil der
 „Zustand eines Einsiedlers gewissermaßen an-
 „sich selber schon Poesie ist, und der Dichter
 „seinen Stoff schon beynahe vorge-
 „arbeitet findet. Wer aber zuerst auf
 „solche Gegenstände verfällt, bey dem
 „ist es auch fast immer ein Zeichen, daß bey
 „ihm keine ächte poetische Ader statt finde,
 „weil er die Poesie in den Gegenständen
 „den sucht, die in ihm selber schon liegen
 „müßte, um jeden Gegenstand, der sich
 „seiner Einbildungskraft darbietet, zu vers-
 „schönern.“

Ueber diese Stelle lassen sich mancherley
 Anmerkungen machen. Sie ist weder ganz
 korrekt vorgetragen, noch ganz wahr. Ich habe,
 wie schon oben hier und da, unterstrichen,

was Mangel an Sorgfalt für den Styl verräth, bloß, weil ich mich erinnerte, daß Herr M. wirklich korrekt schreiben kann und auch schon geschrieben hat.

Es ist gewiß nur ein Versehen, oder gar eine Auslassung, in der zweyten Hälfte der ersten Periode, wo Herr Moritz, wie die Worte jetzt stehen, sagen zu wollen scheint: „fast alle, von dem Dichtungsieber befallene, junge Leute, pflegten die Einsiedler bey einem Einsiedler zu ihrer Lieblingsidee zu machen.“ — Daß junge Dichter fast immer, an sich selbst schon poetische Ideen dieser Art, haben; daß sie ähnliche Scenen gerne malen möchten, dieß ist wohl wahr; aber daß es immer Einsiedlers Scenen seyn müßten, kann man nicht behaupten. Ich wollte werten, daß die Rolle der Ophelia im Hamlet, das heimliche Gericht im Gbß von Verlichingen, Ugolino's langsames Abhungern und ähnliche Dinge, noch weit öfter junge Köpfe zur Bildung gleicher Situationen ent-

glündet haben, als Einsiedler: Scenen. Die Erfahrung zeigt dieß auch. Es wird wenig Trauer- und Schauspiele geben, die nicht als Ephemerem der Epoche, in der die genannten Compositionen erschienen, einen Verrückten, ein geheimes Verriicht und einen Verhängern den mit aufgeführt hätten. Daß Reiser aber vorzüglich auf Einsiedlerscenen verfiel, lag in seinem individuellen Schicksal und Ideengange. Er hatte von jeher keinen lebhaftern Wunsch und Genuß, als mit sich und der todten Natur allein zu seyn, und diese Wendung der Phantasie und des Charakters wird ihm wohl noch eigen seyn, wenn er noch leben sollte.

Wahr ist, die Lage eines Einsiedlers hat schon an sich etwas poetisches; daß aber der Dichter darin seinen Stoff schon beynahе vorgearbeitet (verarbeitet soll es heißen; denn die Wörter beynahе und vorarbeiten kann man nicht zusammensetzen, weil das letztere das erstere ausschließt) finde,

dieß kann man nur mit Einschränkung sagen. Er kann in der That dabey weiter nichts vorgearbeitet finden, als etwa einen Wald, eine Hütte, einen weißbärtigen Greis. Wer sieht nicht, daß diese Dinge zu einer wirklichen, lebendigen Scene sich ungefähr so verhalten, wie das A B C zu einer ausgearbeiteten Rede, oder die Bühne zu einem darauf zu gebenden Schauspieler. Nichts ist also dem poetisch Kranken vorgearbeitet, wenn nur die genannten Dinge ihm vor der Phantasie schweben; denn dasjenige, was Leben und Handlung auf jenes Theater bringt, z. B. die physische und psychologische Situation des Besuchenden, muß er selbst erst herbeyschaffen. Vermag er dieß nicht, so trifft das ein, was Herr W. weiterhin sagt: daß er keine ächte, (das ist, schöpferische) poetische Ader habe.

Uebrigens glaube ich gewiß zu seyn, daß Keiser, bey derjenigen Einkehr in einer Eremitenhütte, die er darstellen wollte, mehr noch in seiner Phantasie vor

sand, als diese Hütte, ihren Bewohner und ihre Umgebungen. Er hätte seinen eigenen Charakter und seine eigene Lage, die er sehr gut übersah, oder doch Züge und Perioden aus derselben, seinem Siegwart untergelegt und dann wäre Stoff und Leben vorhanden gewesen. Dieser Moment der zu gebührenden Handlung wäre ihm gewiß gelungen, aber die übrigen, die auf ihn folgten, darum immer noch nicht. Vielleicht war gerade nur die Verwebung dieser Scene mit den andern, die er entweder noch nicht empfangen hatte, oder für deren Bildung er sich zu arm fühlte, die Ursache, daß sie ihm nicht gelang, d. i. daß der Stoff dazu, den er wirklich für sie hatte, so lange sie isoliert blieb, von dem Chaos der dunklen, theils unordentlichen, theils von ihm nicht zu erreichenden, Scenen und Situationen verschlungen wurde, so bald er sie sich im Zusammenhange mit diesen andern dachte.

Ich kenne einen vortreflichen Dichter, der ehedem, wenn er die poetische Weiche fühlte,

zuwählen nur denjenigen Gegenstand ausmalte, der im Vordergrunde einer poetischen Aussicht vorzüglich klar vor ihm stand, und sich erst nachher bemühte, ihn mit den übrigen dem Ganzen anzuschließen. Daß ihm dies entsehtliche Anstrengung kostete, daß es ihm aber doch nicht vollkommen gelang, wird jeder vermuthen, der nur mittelmäßige Erfahrung in solchen Arbeiten hat. Ein isolirter Gegenstand, isolirt behandelt, verträgt keine Verbindung mit einem zweyten; er wird dann entweder ganz unbrauchbar, oder doch wesentlich verändert, oder unnatürlich verzerrt werden müssen. Dieß begegnete dem erwähnten Dichter beständig; und seinem eigenen Gefühle konnte der Abstich, er mochte liegen, worin er wollte, nicht entgehen. Bald war es das Kolorit, bald die Verbindung, bald die fast unmerkliche Schattirung der Empfindungen, die gerade bey dem ersten Wurf in seinem Wesen, als Dichter, oder wohl auch als Mensch, vorgewaltet hatten; bald diese Dinge, sage ich, bald andre waren es, die in solchen Konv-

positionen, welche er gleichsam mosaisch bearbeitete, eine Ungleichheit bewirkten, die zwar oft nur dem feinsten und grübtesten Gefühle bemerkbar wurde, darum aber doch nicht weniger verwerflich blieb. Er hörte bald auf, so zu arbeiten, und ließ sich nie auf größere Schöpfungen ein, wenn er nicht ihren ganzen Plan und Ton eben so klar empfangen hatte, als einzelne Charaktere, Situationen und Gruppen derselben; und wenn er nicht gleichsam mit dem Anfange den Anfang machen konnte. So hat er Werke hervor gebracht, die zu den unsterblichen in unserer Literatur gehören.

Hier trifft also ganz das ein, was Herr W. als das Merkzeichen wahrer Dichtungsgabe aufstellt, nämlich, daß man in der poetischen Begeisterung nicht bloß die Empfindung einer Scene haben, sondern schon das ganze Detail derselben übersehen müsse. Daß aber dieß Detail von dem Verstande, und namentlich von dem Geschmack, unbeschadet der poetischen Ader, in ruhigem, selbst in kalten,

Momenten, ausgepußt werden könne und müsse, versteht sich von selbst. Ich fürchte, daß Shakespear's Stücke und einige Gesänge in Miltons verlor'nem Paradiese so einzeln entstanden sind, wie sie nicht hätten entstehen sollen, und daß darin gerade der Grund liegt, warum sie kein vollkommen poetisches Ganze und Schöne bilden; wozu noch kommt, daß beyde Dichter weder erworbenen überlegten Geschmack, noch Gefühl des Schicklichen, sondern für beydes nur Genie hatten, mithin bloß naturalisirten. Deshalb sind aber auch nur einige Stellen ihrer Werke unsterblich, nicht ihre Werke im Ganzen. In gleichem Fall scheint mir die *Messias* zu seyn, deren Sänger aber nicht aus Mangel an Geschmack und Gefühl des Schicklichen, sondern durch die Wahl seines Gegenstandes, nur theilweise, d. i. nur durch einzelne Situationen und ihre Darstellung, in der deutschen Literatur unsterblich werden dürfte.

Sehr richtig ist übrigens, was Herr M. im Schlusse der angezogenen Stelle sagt: daß

man, um ein echter Dichter zu seyn, diejenige Poesie nicht in den Gegenständen suchen müsse, die in einem selbst schon liegen sollte, um das mit aufgefaßte Gegenstände zu verschönern.

„So ist“ (fährt Herr M. fort) „die Wahl „des Schrecklichen ebenfalls ein schlimmes Zeichen, wenn das vermeynte poetische Genie „gleich zuerst darauf verfällt: denn freylich „macht sich da das Poetische auch schon von „selber und die innere Verheit und Un- „fruchtbarkeit soll durch den äußern Stoff ersetzt werden.“

Wenn ein poetisches Genie zuerst auf schreckliche Gegenstände fällt, um sich daran zu versuchen, so möchte ich dies nicht geradezu als ein schlimmes Zeichen angeben. Es kann leichter seyn, sich eine grausenvolle Ansicht vorzumalen, als eine wahrhaft natürlichangenehme; aber jene, wenn sie gut aufgefaßt seyn soll, hat nicht geringere Schwierigkeiten, als diese. Mögen sich aber angehende Dichter

Dichter immerhin Gegenstände aussuchen, die in ihrem nackten Zustande schon einen poetischen Charakter haben; mögen diese Gegenstände, bloß durch irgend einen grausenvollen Eindruck, ihrer Phantasie zugeführt worden seyn und derselben deshalb am nächsten liegen; mögen sie diesen Eindruck durch irgend eine ähnliche Ausgeburt zu fixieren oder zurück zu geben suchen; mögen sie mithin Gegenstände wählen, die ihnen vor der Hand am leichtesten zu bearbeiten scheinen — diese Wahl beweist weder für, noch wider eine poetische Impotenz. Die Ausführung nur wird hier entscheidend, und der Prüffstein für *acht* oder *unacht*, d. i. für *fruchtbar* oder *unfruchtbar*. Wenn diejenigen unserer vorzüglichsten und guten Dichter, die anfangs wohl auch gern schreckliche Gegenstände wählten, durch diese Erscheinung wären abgeschreckt worden: so besäßen wir sie jetzt vielleicht nicht in unserer Literatur; denn ich möchte fast für gewiß behaupten, daß Klopstock, Wieland, Göthe, im Anfang ihrer poetischen

Bildung, sich oft genug mit solchen poetischen Drachen herumgeschlagen haben werden, an denen sie die hundert Köpfe, die feuerspeyenden Organe und den abscheulichen Schwanz schon fertig vor sich fanden. Es käme auf eine nähere Erklärung von ihnen selbst an, wenn man die Spuren solcher Erscheinungen in ihren ersten Werken nicht für beweisend wollte gelten lassen. Von Schiller, Bürger und Klinger kann man es mit völliger Gewißheit voraussetzen, wenn man die Räuber, Leonoren, das leidende Weib u. nur mit Einem Blick ansieht. Und alle Drey haben doch, nach der Zeit, ächtes poetisches Genie entwickelt. Durch welche Reihe (nach Gen. Worth) unächter Weihen, mußte sich Wieland, von seinem Anti-Ovid, seiner Natur der Dinge, seinem gepreßten Abraham an, bis zu seinem Don Sylvio de Rosalva und seiner Rufarion herauf, durchgeschlagen; wie oft mußten ihn also seine Freunde und Leser gewarnt haben, sich nicht mit einem falschen

Bildungsstrieb zu quälen? Aber, wie wären wir zu einem Oberon gekommen seyn, wenn die angegebenen Erscheinungen wirklich einen falschen Bildungstrieb zum Grunde gehabt hätten? Eben so glaube ich gewiß zu seyn, daß Klopstock den Charakter und die Umgebungen Satans weit früher empfangen habe, als den Charakter und die Umgebungen Gottes des Vaters und des Erbsers. Auch Göthe mag, vom Anfang herein, früher über den Gift- und Wehngerichts-Scenen in seinem Götz gebrühet haben, als über dem bidein Charakter seines Helden, den er so vollständig und täuschend: natürlich anlegte und ausspann. Was thut das aber zur Sache?

„Dies war der Fall bey Reifern schon „auf der Schule, (erzählt Hr. W. weiter) wo „er Wejneld, Blutschande und Watermoed in „einem Trauerspiel zusammen zu häufen suchte, „das der Wejneld heißen sollte, und wo „bey er sich dann immer die wirkliche Auf-

„führung des Stücks und zugleich den Ef-
 „fekt dachte, den es auf die Zuschauer machen
 „würde.“

„Dies zweite Zeichen sollte ebenfalls für
 „jeden, der sich wegen seines poetischen
 „Berufs sorgfältig prüft, schon abschreckend
 „seyn. Denn der wahre Dichter und Künstler
 „hast seine Belohnung nicht erst in dem
 „(vom dem) Effekt, den sein Werk machen
 „wird, sondern er findet in der Arbeit selbst
 „Vergnügen und würde dieselbe (sie) nicht
 „für verloren halten, wenn sie auch niemand
 „den (niemand) zu Gesicht kommen sollte.
 „Sein Werk zieht ihn unwillkürlich an sich,
 „in ihm selber liegt die Kraft zu seinen
 „Fortschritten, und die Ehre ist nun der Sporn,
 „der ihn antreibt.“

„Die bloße Ruhmbegier kann wohl
 „die Begier einhauchen, ein großes Werk
 „zu beginnen, allein die Kraft dazu kann sie
 „dem nie gewähren, der sie nicht schon bei

„saß, ehe er selbst die Ruhmbegeier noch
„kannte.“

Was Hr. W. in diesen drey Absätzen sagt, enthält viel treffendes und für die Würde der Kunst erhebendes; aber leider! ist nicht alles auf arme Sterbliche, was doch die Dichter, Maler und Bildhauer, trotz ihrer geistigern Natur, immer bleiben, recht anwendbar. Ich gestehe gern ein, daß es große Künstler gegeben hat und noch giebt, die, in den ersten Augenblicken der Weihe, nur ihre Schöpfung sahen, dachten und fühlten; die den Eszett derselben nur für sich auffaßten und daran schwelgten; die in der Arbeit selbst einen sehr lebhaften und, für diese ersten Momente, noch ganz reinen, Genuß fanden, und die, was sich von selbst versteht, wenn sie erst so weit sind, die Kraft dazu nicht von außen zu holen brauchten — dieß, sag' ich, gebe ich gerne zu, aber darum würde ich noch nicht mit Hrn. W. behaupten, daß ein Künstler keinen rechten Bildungstrieb habe, der zwischenher einige Freun-

de, oder auch ein ganzes Publikum um seine Arbeit im Geiste versammelt sähe, und sich dadurch die Freude verschafte, daß sie auch Andern gefiele. Ein wenig Koketterie schadet dem Werke und seinem Schöpfer eben so wenig, als ein knappes Kleid einem an sich schon zarten Wuchse und seiner Besitzerin. Auch ist es ein wenig grämlich und egoistisch, sich mit seinem Werke iseliren zu wollen, so wie es ein wenig Hochmuth verräth, den lieblosenden, aber auch stärkenden Beyfall anderer zu verschmähen. — Doch wir haben diese Grämlichkeit, diesen Egoismus und diesen Hochmuth so sehr nicht zu fürchten. Noch hat, so lange die Welt steht, kein großer Künstler oder Dichter, sein Werk auf immer hinter einer spanischen Wand oder in seinem Pulte behalten. Sie brauchen den Beyfall von uns andern, um einen zweyten Verkauf zu haben; und bey welchem billigen Name werden sie dadurch verlieren? Wenn es uns zuweilen unmöglich wird, bey ihren Produktionen ganz wie sie selbst zu fühlen und zu genießen, so könnte ihnen dieß wohl verdrüss-

hoch seyn; aber doch nur so lange, als sie sich nicht erinnern, daß eben diese unsere Stumpfheit, oder was es sonst bey uns seyn mag, ihrem feinem, mehr reizbaren Gefühle eine eben so glänzende Folie unterlegt, als unsre Sympathie. Sie werden uns dann aus Mitleid sehen lassen, was sie aus Drang, uns und sich Genuß zu verschaffen, am liebsten gezeigt hätten. Fast jeder Künstler und Dichter pflegt überzeugt zu seyn, daß seine Zuschauer und Leser bey weitem nicht fähig sind, alle Schönheiten seines Werks zu fassen und zu fühlen; darinn irr man auch gemeiniglich nicht; aber dennoch hört mancher Künstler und Dichter, nicht ohne unwillkürliches Behagen, das Lob an, das verneynete Idioten ihm darbringen. Man muß dieß nur nicht zu tragisch nehmen.

Im Grunde, glaub' ich, ist auch Hr. W. hierüber mit mir einverstanden. Er will nur nicht, daß Koketterie die Quelle von Kunstwerken werde, sondern sie soll bloß Sporn

seyn, ein Werk, wozu man in sich selbst schon Kraft genug hat, zu vollenden. Er will, daß die Conception eines solchen Werkes von eigennützigem Antrieben ganz rein bleiben; eben dadurch wahrhaftig schön werden; durch seine Hervorbringung seinem Meister einen anspruchlosen Genuß verschaffen und sodann auch Andern, als ein Werk, bey dessen Empfangniß sie zwar nicht mitwirkten, das aber doch unter geheimen Rückblicken auf ihren Genuß, mit hin auf ihr Lob, ausgebildet worden, hingestellt und dargegeben werden soll. Ich denke, Hr. Moriz meynt es so menschlich, wie ich es hier angebe; ich schliesse dieß aus den letzten Worten des zweyten Absatzes; meynt er es aber wirklich himmlischer, so muß ich bekennen, daß ich seiner Meynung nicht seyn kann.

Der dritte Satz versteht sich von selbst. Hr. M. sagt ferner:

„Ein drittes schlimmes Zeichen ist, wenn junge Dichter ihren Stoff sehr gerne (am

„Nächst) aus dem Entfernten und Unbekann-
 „ten nehmen; wenn sie gern morgenländische
 „Vorstellungsarten und dergleichen, be-
 „arbeiten, wo alles von den Scenen des ge-
 „wöhnlichen, nächsten Lebens der Menschen
 „ganz verschieden ist, und wo also auch der
 „Stoff selber ganz poetisch wird.“

Auch dieß dritte Zeichen muß, glaube ich,
 mit großer Einschränkung, als ein schlimmes
 genommen werden. Im Grunde ist es mit
 dem ersten einerley; und was ich bey Gelegen-
 heit desselben gesagt habe, paßt auch auf die-
 ses. Aber fiel hier Hrn. W. nicht mehr als
 Ein erlaubtes Beyspiel ein, das seiner Anga-
 be ganz widerspricht? Wieland ist nie vor-
 trefflicher, als wenn seine Einbildungskraft
 nach dem Morgenlande, in das Alterthum u.
 das heißt, in entfernte und unbekann-
 te Länder, Sitten und Vorstellungs-
 arten sich verliert, die von den Begrif-
 fen und Scenen des gewöhnlichen,
 nächsten Lebens der Menschen ganz

verschieden sind. Wieland hat, seit den frühesten Zeiten seiner poetischen Sendung bis jetzt, sogar kein einziges Buch, keinen einzigen Aufsatz geschrieben, welche Scenen und Situationen aus dem gewöhnlichen Leben enthielten; und vielleicht sage ich Kennern nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß ihm Darstellungen der letztern Art weit weniger gelingen würden, als die erstern; daß er z. B., den Hof, in dessen Nähe er lebt, den er schon so lange kennt, bey weitem nicht so glücklich schildern würde, wie den Hof des Dionysius in Agathon, den er so trefflich darstellte, als er gar noch keinen Hof praktisch kannte, als er nur noch sein Genie, seine Belesenheit und die allgemeinen Ideen vom Hofwesen zu Führern hatte. Göthe und Herder haben nie etwas geschrieben, das aus der wirklichen, uns umgebenden Welt genommen wäre, und es thut ihrem wahrhaft dichterischen Genie nicht den mindesten Abbruch, wenn man behauptet, daß Schümmel und die Herren Wehner und Jünger Scenen dieser Art

weit glücklicher darstellen würden, als sie. Es ist auch aus der literarischen Geschichte jener Männer bekannt, daß sich ihr Genie zuerst auf Gegenstände geworfen habe, die weder aus unserm Lande, noch aus unserm Zeitalter, noch aus unsern Sitten genommen waren. Man wende mir nicht ein, daß Göthe doch Werthers Leiden geschrieben, und mit hin gezeigt habe, daß er auch in der wirklichen Welt zu Hause sey — ich berufe mich auf das Urtheil scharfsinniger Kenner und behaupte, daß weder die Bücher, noch die Charaktere dieser acht: poetischen Schöpfung, wie sie in derselben erscheinen, in unserer Welt und in der Verkettung der uns wirklich umgebenden, politischen, moralischen und psychologischen Erscheinungen, eine Stelle finden können. Darum aber bleibt diesem Werke dennoch sein täuschend wahrer und natürlicher Charakter auf ewig zugesichert.

Ueberhaupt bedarf es, bey Darstellungen von Gegenständen aus der wirklichen, gleich

gültigen, uns umgebenden Welt, mehr der Beobachtungsgabe und der Erfahrung, als der Phantasie; mehr der praktischen Kenntniß der Menschen, als der psychologisch-poetischen Kunde des Menschen, und des menschlichen Herzens; mehr Wissenschaft der wahren, durch das moralische und politische Lokale bestimmten Natur der Dinge, als der Kunst, die allgemeinen Züge derselben zu einer Welt im kleinen zu verarbeiten, die man verlegt, wohin man will, und welcher man eine Form und Einrichtung giebt, deren Paßlichkeit, Wahrheit und Natürlichkeit bloß nach dem Gesichtspunkt und den Grundsätzen beurtheilt werden kann, von denen es ihrem Schöpfer bey ihrer Bildung auszugehen beliebt hat. Solche selbst gemachte Welten können sehr wahr und sehr natürlich, und doch der wirklichen Welt so unähnlich werden, wie ein Geynerischer Schöpfer den Schöpfern auf unsern Ängern.

Wenn also junge Dichter sich am liebsten in entfernte Regionen verlieren, so beweist

dieß nicht geradezu, daß sie an der unächten
 poetischen Ader leiden, sondern bloß, daß sie
 das Totale der ihnen nähern Welt noch nicht
 hinlänglich kannten, um die Charakteristik des
 selben zu ihren Schöpfungen paßlich zu nutzen;
 daß sie mithin gezwungen sind, Provinzen auf-
 zusuchen, wo sie, von dem politisch: sitlich:
 psychologischen Vorkabeutel der wirklichen Welt,
 seinem Detail nach, unabhängig sind, und
 nach allgemeinen Grundsätzen ihre poetische
 Kolonien anlegen, beleben und zurunden for-
 men. Auch war dieß ja von jeher der Dicht-
 kunst erlaubt und eigenthümlich; und die be-
 rühmtesten Ausgeburten derselben tragen den
 Stempel davon. Die Welt, wie sie ist, kann
 nicht poetisch seyn, und daher kommt es wohl,
 daß man den Homer und Virgil; daß man
 Tasso, Ariost, Milton, Wieland,
 Klopstock; daß man den Sophokles und
 Euripides; daß man Shakespeare,
 Racine, Corneille, Göthe u. per ex-
 cellentiam Dichter nennt, und dem Aris-
 tophanes, Plautus, Terenz, No-

Hier, Fielding, Smollet, le Sage, Marivaux, Creebillen dem Jüngern, die in der Darstellung der wirklichen Welt nicht weniger Groß sind, als jene in der poetischen, einen untergeordneten Rang anzuweisen pflegt.

Zuletzt führt Hr. W. noch ein Veyispiel von einem poetischen Mondkalbe an, mit welchem Keiser, unter unächten Wehen, niederkam. Es ist eine Darstellung des Chaos. Man muß gestehen, daß nichts Abenteuerlicheres erdacht werden kann. Mit Gegenständen dieser Art sollten sich freylich weder Dichterlinge noch Dichter befassen. Indessen mag ich die Stellen im Verlorenen Paradiese und im Messias nicht auszeichnen, die aus gleichen Gründen, keine strenge Zergliederung aushalten; mag ich Hrn. Bürgers Gedicht, die Vier Elemente, hier nicht aufstellen und kritisch zerlegen.

IV.

Die Borussia.

(Vergl. Zentr. Messur, 7tes und 8tes Bild, 1790.
und 8tes Bild, 1792.)

Hr. Jänisch hat in dem obengenannten Journale Proben eines Heldengebichts, woran er arbeitet, öffentlich ausstellen lassen, um die Meynung des Publikums darüber zu vernehmen. Er ist nicht der erste, der dieß that, und vom Publikum — nichts erfährt. Nicht einmal ein Recensent, so viel ich weiß, hat irgendwo ein Wort darüber fallen lassen. Das geht ganz natürlich zu. Unstre kritischen Institute haben keinen Raum zu Untersuchungen dieser Art und das deutsche Publikum selbst — ist hierin ein Phantom. Ich

kenne nur Zwey Nationen in Europa, die ein gelehrtes Aktiv: Publikum haben, das selbst urtheilt und aus dessen Mitte sich, unabhängig von jedem einmal eingerichteten kritischen Tribunal, theils einzelne Stimmen, theils ganze Societäten in solchen Fällen vernehmen lassen: Diese sind die Franzosen und Engländer. Zwar wäre es seltsam, zu glauben, daß in unserm Publikum nicht auch solche Gesellschaften vorhanden seyn sollten; aber ich weiß nicht, wie es kommt, daß sie, in einer unbegreiflichen Indolenz, die nichts weniger als Patriotismus verräth, um sich her litterarisch geboren werden und sterben sehen können, ohne Hand und Fuß zu rühren. Junge Gelehrte, die etwas wagen wollen, oder von ihren Bagstücken doch gern hören möchten, ob sie ausführbar sind, oder nicht, befinden sich deshalb in einer sehr mißlichen Lage. Ihr Wohl und Weh hängt gemeiniglich von zwey Tribunalen ab, d. i. von zwey Individuen, deren Eines in der Allgemeinen Literatur: Zeitung und das Andere in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek sein

sein Urtheil vorzeichnet, aber, wohlgemerkt, erst dann, wenn das auszustellende Werk schon vollendet ist, denn eher etwas darüber zu sagen, ist nicht in dem Plane dieser beiden Institute. Haben aber diese einmal über die Arbeit eines jungen Schriftstellers abgesprochen, vorthellhaft oder nachtheilig, so ist seine Laufbahn durch die Kritik des Publikums vollendet, und er bekümmert von dem Werth oder Unwerthe seines Werkes zeitlebens nichts mehr zu hören. Ist sein Verleger ein thätiger und einsichtsvoller Mann, so wird er freylich alles mögliche thun, um noch durch andere Organe das Publikum auf seinen Verlagsartikel aufmerksam zu machen; und dieß geschieht denn durch den Hamburger Korrespondenten und durch mehrere, sehr eng beschränkte, politische und gelehrte Zeitungen; aber, welcher Schriftsteller, der in der ärgerlichen Chronik der Deutschen Literatur ein wenig bewandert ist, wird auf Anzeigen dieser Art auch nur den mindesten Werth setzen, da sie den Charakter der höchsten — Nachsicht und Gar-

müthigkeit an sich tragen, und mittelmäßige Bücher nicht weniger recht herzlich loben als vortrefliche. Wahr ist's, jedem Verleger scheinen seine Artikel gut, weil er Kosten darauf verwandt hat, und jedem Zeitungsschreiber danken die davon eingerückten Recensionen gerecht, weil der Abdruck davon bezahlt wird. Beide Theile sind hinlänglich entschuldigt; aber nicht so die Schriftsteller, die so gutherzige Recensionen dieser Art anführen, und mit dem daraus gezogenen Beweise, daß ihre Bücher Werth haben, unterrichteten Lesern auf ihre Kosten ein Fest geben. Man vergleiche hierüber manche Antikritiken in den Intelligenzblättern der Allg. Literatur-Zeitung.

Der Deutsche Merkur ist das einzige Journal, das sich zuweilen einer freisenden Muse erbarmt und ihr in ihren Wüthen beisteht. Der Herausgeber desselben ist zu mitleidig und zu — urban, als daß er in solchen dringenden Fällen hartherzig bleiben könnte. Was soll er auch thun? Er ist als ein großer Dichter allgemein anerkannt und deßhalb glau-

ben fähige und unfähige Anfänger, sich zu nächst an ihn wenden zu können und zu müssen, um etwas Entschiedenes über ihre Produkte zu hören. Mag es ihm recht seyn, oder nicht; mag er Zeit oder Geduld dazu haben, oder nicht; genug das Manuscript geht mit einem Briefe, voll unbescheidener Bescheidenheit, an ihn ab, und, will er wohl oder übel, er muß sich den dringenden Bitten fügen, die Probe drucken lassen, und sie, wenigstens in der Korrektur, lesen und ein paar Anmerkungen dazuthun. Diese Anmerkungen aber können, wie es sich, unter allen dabey eintreffenden Umständen, von selbst versteht, weder so umständlich, noch so reif, noch so freymüthig seyn, als sie dieser feine Kenner ausarbeiten würde, wenn der Gegenstand eigene Wahl wäre, oder, wenn der junge Dichter, durch eine schmeichelnde, oder gnadenslehende Epistel, seine kritische Strenge nicht entwasfnet hätte, oder wenn nicht das Gefühl der Ueberlegenheit ihn zur Schonung bewegte, oder wenn er nicht gar (denn welcher Lächerlichkeiten sind nicht

junge Federläuer fähig!) befürchten müßte, in den Verdacht der Eysersucht und des Neides zu gerathen.

Ich müßte mich irren, wenn nicht ein paar dieser Umstände, oder alle, Hrn. Jänisch das wirkliche Unglück zugezogen hätten, daß seine Probe einer Vorussias, von Wieland nur so wenige, so flüchtige, so gelinde Bemerkungen sich verdiente, wie sie von Seite 428. bis 439. in dem 8ten Stück des dießjährigen Deutschen Merkurs anzutreffen sind. Indessen versteht Hr. J. diese kleine Anzahl von leicht hingeworfenen Anmerkungen nur recht, so wird er wissen, was er von der Idee einer Vorussias, von der Ausführung seiner Vorussias von seinem Vermögen und Unvermögen dazu, von dem, was er dabey zu leisten habe, und nicht geleistet hat oder leisten kann, denken müsse. Ich glaube Hrn. J. einen literarischen Freundschaftsdienst zu erweisen, wenn ich ihm Wielands Ideen,

so nackt, so simpel, so freymüthig, hier aufstelle, wie sie einem kalten und unparteyischen Beurtheiler sich darlegen, der die Vorurtheile nicht gedichtet, und von ihrem Verfasser keine Briefe, nichten sie abgefaßt seyn, wie sie wollten, darüber empfangen hat.

Doch ehe ich an diesen Auszug gehe, bitte ich den Dichter des Oberon um Verzeihung, daß ich es wage, mich, ohne alle Vollmacht, zum Epitomator seiner erwähnten Bemerkungen aufzuwerfen, und das, was ich darin zu lesen glaube, mit meinen Worten und Wendungen, zum Besten eines jungen Mannes unverhohlen auszudrücken, für den Er sich zu interessiren scheint, dem er aber, aus guten Gründen, nicht alles so sagen konnte und wollte, wie es ihm ein Anderer sagen kann, der mit seiner Person auch nicht in der entferntesten Beziehung zu stehen sich bewußt ist, und nur sein Werk kennt.

Aus den Bemerkungen Wielands über die Proben einer Vorussias gehen folgende acht Hauptpunkte hervor:

I. Der erst vor sieben Jahren verstorbene Friedrich der Zweyte, ist für eine Epopäe noch nicht alt genug. Alle Hülfquellen aus dem Reiche der Phantasie und des Wunderbaren, ohne welche, nach den Regeln der Kunst, kein wahres Heldengedicht hervorgebracht werden kann, bleiben dem Sänger derselben verschlossen. Deshalb müßte sich der größte aller Dichter fürchten, eine Unternehmung dieser Art zu wagen. Bey den göttlichsten Talenten könnte er nichts weiter hervorbringen, als was jeder schlichte Geschichtschreiber hervorbringen kann: eine wahre und treffende Darstellung des Charakters und der Thaten des großen Königs. Der Dichter hätte vor dem Geschichtschreiber hier nichts voraus, als poetische Malerey, als höchst mögliche Schönheit der Sprache und der Versifikation.

Der Zauber dieser Vorträge müßte aber ganz unwiderstehlich seyn, wenn die Leser nicht lieber nach einer simplen, unpoetischen, aber wahren, Erzählung greifen sollten.

II. Die Proben, die Hr. J. von einem solchen Gedichte öffentlich ausgestellt hat, bezeugen, daß er einen Beruf zu dieser kühnen Unternehmung habe. Man muß ihn mehr ermuntern, als abschrecken, zu versuchen, ob auch seine Kräfte diesem Beruf entsprechen. Der Versuch ist aber nun schon gemacht; er muntert, wie abschrecken, käme also leider! jetzt zu spät. Die Vorurtheile ist fertig und schon unter der Feile zweier Aristarchen. (vermuthlich K a m l e r s und Herrn W o r i h e n s. Vergl. S. 432.) Man muß hoffen, daß diese Gelehrten *locus hoc et hoc*, will sagen, daß sie mit der allerhöchsten Strenge die vielen darin befindlichen Fehler verbessern werden. Diese Pflicht ist hier um so verdienstlicher und größer, da, wie schon gesagt, der Unvollkom-

menheiten noch so viele in diesem Werke sind, die, wenn sie stehen bleiben die Vorussias tief unter Seyffarts und Fischers Geschichten Friedrichs des Zweyten herabsetzen würden.

III. Hr. J. hat mir (dem Herausgeber des Teutschen Merkurs) dessen ungeachtet doch noch eine Probe zu einer öffentlichen Aussteltung zugesandt. Es ist einer der interessantesten Gesänge des ganzen Werks. Ich bin gedrungen, etwas, so wenig es auch sey, zur Auspolirung desselben beizutragen. Mehr (und es müßte, selbst in diesem interessantesten Gesänge, sehr viel seyn) erlaubt mir meine Zeit und manches andere nicht, das für zu thun. Ich wiederhole es, der höchste Grad der Vollkommenheit muß diese Arbeit auszeichnen, wenn sie ihres Zwecks würdig werden, das heißt, wenn sie Friedrich den Großen hinreißender und unterhaltender darstellen soll, als ein schlechtes Geschichtsbuch.

Nur daraus kann ihr einziges Verdienst bestehen; denn eine ächte Epopöe kann nie daraus werden.

IV. Da ich (der Herausgeber des Teutschen Merkurs) eine ganz vollkommene Verifikation als ein Hauptersforderniß dieser Arbeit angegeben habe, so muß Hr. J. den unermüddlichsten Fleiß auf diesen Theil verwenden. Der deutsche Hexameter muß im höchsten Grade wohltütlend seyn, wenn er feineren Ohren nicht unangenehm werden soll. Hr. J. hat viel Fleiß auf seine Hexameter verwendet, aber ich finde, selbst unter den ausgestellten wenigen, eine große Menge von harten, übel organisirten. Von diesen muß auch kein einziger stehen bleiben. Ich zeichne ein paar davon aus. (Vergl. T. M. 8tes Stück, 1792. S. 430 — 432.) Alle übrige, die so sind, wie die angeführten, und deren ist eine Menge, müssen ausgemerzt werden.

V. Beywobter sind nicht ganz zu mißbilligen, aber sie müssen durchaus nicht zu

Glückwörtern werden. Herr J. braucht sie bis zur Ungeduld, und die meisten davon sind entweder müßig oder höchst unglücklich gebildet. Ich kann abermals nur ein paar davon anführen; alle übrige, die nicht besser sind, als diese, müssen verworfen werden. (Vergl. wie oben, S. 432.) Ich finde auch einen Vers:

Kummerlinderer, Zährenabrecher, Sorgenbesieger —

gegen den sich mein ganzes Gefühl auflehnt, weil er durch seine bombastische Bildung, durch sein entsetzliches Knarren und Krochen, und durch sein unbehülliches Daherschleichen meinem Gehör und meiner Empfindung die Thurt giebt.

VI. In einem eigentlich epischen Gedichte sind gutgewählte und ausgemalte Gleichnisse höchster Noth; aber sie müssen nur von dem Dichter, wenn er erzählt oder schildert, und nicht von seinen Hös-

den, wenn sie sprechen, gebraucht werden. Diesen Unterschied hat Herr J. nicht beobachtet. (Vergl. wie oben S. 433.) Ueberall sonach, wo sich dergleichen in den Reden seiner Personen (die noch obendrein so historische modern sind) finden sollten, müssen sie entweder ganz ausgestoßen, oder in der nächsternsten, simpelnsten Gestalt beybehalten werden.

VII. Ich (der Herausgeber des T. W.) nehme noch einige Kleinigkeiten zusammen, die ich aber nur als zu Rathe gezogener Vir bonus ac prudens, Kleinigkeiten nenne. Denn in der That sind sie es nicht, weil gerade ihre Vernachlässigung denjenigen Makel in dem vorliegenden Gedichte bewirken würde, der mit am meisten zu verhüten ist, nämlich Ungleichheit des Styls, schlechte Haltung des Kolorits, Sprachverderberer, unedler Ton, Nonsense. (Vergl. wie oben, S. 434. 435.)

VIII. Alles obige ist bloß skizzierte Rüge solcher Flecken, die nur klein sind

in Vergleichung mit den wichtigeren Ausstellungen, die Kunstrichter machen werden, denen das Ganze vorgelegt wird, und die zu dessen Vergliederung mehr Zeit haben, als ich. Ich dringe zwar nicht darauf, daß Herr J. mit der Herausgabe seines Werkes noch Neun Jahre warten solle, (ich kann dieß nicht wohl, da ich auf den Idriis nur sieben Jahre und auf den Oberon nicht einmal so viel gewendet habe,) aber ich wünschte doch, daß Herr J. es recht fassen möchte, wie wichtig die Idee seines Werks ist, wie viel es an innerer Güte und Untadelhaftigkeit noch gewinnen müsse, und wie sehr es ihm noch an Kräften fehle, es besser zu machen, als er, dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, bey seinem jetzigen Maße von Dichtertalenten und Dichterkenntnissen, es dermalen, selbst mit Zuziehung unerbittlicher Aristarchen, zu Stande bringen kann. Er mag es wohl denken lassen, aber nicht daran denken, daß es vollkommen seyn werde. Der Tod wird ihn noch

bey der Auspolierung desselben überraschen
müssen. *)

*) Ich wünsche, daß Herr J. dasjenige, was Wieland
auch anderswo (Z. W. 1790. No. 2) bey Gelegenheit
seiner Vorrede sagt, in eben dem Ton und Stile
sich selbst wiederholen möchte, wie ich jenes Mannes
meiste Bemerkungen darüber hier oben vorgetragen
habe. Er macht dazu entweder ein Meisterstück aus
seiner Vorrede, oder er läßt sie auf ewig in seinem
Pulver. Ein Mittelweg ist nicht denkbar.

V.

G r ü n d e

gegen

die Abschaffung der Weinkleider.

(Vergl. Herrn Doktor Fausts Buch vom Geschlechtstriebe.)

Jeder hat seine Art, die Dinge anzusehen. Die Hinsälligkeit und Wurmtröckniß der fruchtbaren und der blühenden Generation unseres Zeitalters fällt in die Augen. Die Fürsten finden die Ursachen davon in der Aufklärung; die Staatsmänner in der Einfuhr des Kaffees und Zuckers; die besahrten Philosophen

in der Kritik der reinen Vernunft, die jüngern im Despotismus; die Theologen im verminderten Genuße eines gewissen Soupees; die Juristen in den neuen Gesetzbüchern; und die Aerzte da, wo — Herr Faust sie findet.

Dem Weltbürger ist erlaubt, zu glauben, daß sie in allen diesen Dingen zusammen genommen liegen.

Herr Faust hat, im Namen der Aerzte, seine Deduktion über die Verderbtheit des jetzt lebenden Menschengeschlechts in dem obenangeführten Buche weitläufig vorgetragen. Er ist für die Abschaffung der Weinkleider, denen er alle Uebel, welche die Menschheit jetzt plagt, zuschreibt. Aber ich sehe mich, um der Menschheit und seines eigenen Wohls willen, zu dem Wunsche gedrungen, daß er behutsam gehen möge. Seine Grundsätze hierüber streuen den Saamen zu einer allgemeinen Kalquinität aus. Er vergesse nicht, daß er dadurch jährlich Millionen Ellen an Tuch, Serge, Nam-

king, Kaschemir, zu Ladenaftkern macht; daß er Tausenden von Hirschen, Rehen, Ziegen und Böcken die Haut läßt, da es doch ein großer Zweig des menschlichen Kunstfleißes ist, sie ihnen abzugiehen; und daß er mithin der Schafzucht, der Wollkämmerey, der Spinnerey, der Weberey, der Baummollen: Manufaktur in Europa und Indien, der Tuchapretur, dem Tuchhandel, der Färberey, dem Vergnügen der Fürsten, den Loh- und Weißgerbern, den Lederhändlern, den Hosennachern, (besonders dem harmlosen Hosennacher in Hannover,) den Schneidern und den Zwirnhändlern, unsäglichen Abbruch thut. Er berechnet diesen Schaden, gegen den Nutzen, den er sich von seinem Vorschlage verspricht, und er wird finden, daß er tausende von Menschen an den Bettelstab bringt, um es andern Tausenden etwas lustiger, er weiß wohl, wo? zu machen.

Ich gebe ihm ferner zu bedenken, was er für eine Revolution in den Sitten dadurch

veranlassen wird. Wir Männer haben in neuern Zeiten die Weiber mit uns ausgesöhnt. Sie sind gerne mit uns in gemischter Gesellschaft, und ihre Schaamhaftigkeit ist ruhig. Wie aber, wenn wir nun alle auf einmal ohne Weinkleider erschienen? Welches Frauenzimmer von seinem Gefühl, würde in unserer Gesellschaft bleiben wollen? Welche Dame würde mit einem Mann über die Straße gehen, der Herrn Fausts Rathe gefolgt ist? Hier wäre die schrecklichste Alternative. Wir bekämen entweder lauter Nonnentöster oder Harems, oder lauter Kunstsiebhaberinnen, die sich über das Nackte hinausgesetzt hätten.

Viele Ehemänner würden dann mit weniger Gefahr und mehr Leichtigkeit zu Hahnreyen, viele weibliche Tugenden, die jetzt doch noch Schutzwehren von Leder oder Tuch haben, bewingbar werden.

Welches unschuldige Mädchen würde dann noch den Unterschied zwischen beyden Geschlechtern wissen?

Einen wichtigen, moralischen Grund, lege ich Herrn Faust aus Herz: Ein großer Theil des menschlichen Geschlechts besteht aus Poltrons. Wie tief würde das Herz dieser sinken müssen, wenn sie keine Weinleider mehr trügen.

Weiter gehe ich Herrn Faust zu überlegen, ob er nicht einer orientalischen Trägheit, Thor und Thür öffnen würde? Tausend Menschen, die bloß durch ihre Weinleider abgehalten werden, mit untergeschlagenen Weinen den ganzen Tag da zu sitzen, würden dann freyen Spielraum dazu finden.

Ich flüzte mir, um Herrn Faust nicht zu sehr zu erschrecken. Aber noch ein letztes Inkonveniens muß ich ihm vorstellen, das sein eignes Leben, oder doch seine Freyheit in

Gefahr bringt, weil er die Existenz der Könige
und Fürsten in Gefahr gebracht haben würde.
Ich zittere für ihn, da ich es niederschreiben soll.
Er würde — o, dreymal Weh' über ihn! —
die ganze jetztlebende Generation zu „Sans-
Culottes“ machen.

VI.

He i ß t

Champ de Mars

Marsfeld oder Märzfeld.

Die drey deutschen Schriftsteller, Herr Campe, Herr Girtanner, und Herr Schulz, die uns, jeder nach seiner Weise, die ersten Nachrichten von der französischen Revolution zusammenhangend mittheilten und dabey der Scenen auf dem „Champ de Mars“ erwähnten, gehen in der deutschen Benennung dieses berühmten Places von einander ab.

Herr Schulz sagt, in allen seinen, über diesen Gegenstand und über Paris erschienenen,

Schreien, Märzfeld; die Herren Campe und Girtanner aber, Märzfeld. Ich war, aus guten Gründen, für die Meinung des erstern, und äußerte heute gegen einen Freund, mein Vorgesetzten über Herrn Campes und Girtanners Märzfeld. „O!“ sagte dieser: „die Herren haben auf den Boulevards die Aushängeschilder mit der Inschrift: „bonne biere de Mars,“ gelesen, und daraus geschlossen.“ —

Ich unterbrach ihn, weil ich, bey der Klage von Fehlern, die verdiente Männer machen, wohl Freymüthigkeit, aber keine Vornehmheit leiden mag, wäre sie auch noch so wichtig. —

„Und Sie,“ unterbrach ich ihn: „führen diese Vierzeilen an, um zu beweisen, daß Sie die Merkwürdigkeiten der Boulevards auch gesehen und verdaut haben.“ —

Er schwieg mit einer sichtbaren Empfindlichkeit. Der Mann ist übrigens brav, aber noch jung und ein wichtiger Kopf. „Denn mein lieber Freund,“ fuhr ich fort: „die Herren Camille und Giltanner haben nur den Fehler begangen, den Sie jetzt begingen. Jene wußten, was die alten Franken „Champs de Mars“ nannten, und Sie wußten, daß auf den Boulevards Märzbier ausgebothen wird. Jene glaubten, das uralte „Champ de Mars“ sey das neue, und Sie glaubten, das Märzbier habe diese Herren auf das Märzfeld gebracht. Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Ihnen allen dreien ihre Gelehrsamkeit einen Streich gespielt hat.“

„Wenn Sie so wollen!“ versetzte er: „Aber ich fürchte, Sie sind im Begriff, mir jetzt mit Ihrer Gelehrsamkeit einen Streich zu spielen!“

„Sie wissen!“ fuhr ich fort: „daß das „Champ de Mars“ des alten Paris nichts, als eine Nachahmung von dem Marsfelde der alten Römer war. Die Geschichte und Bestimmung des letztern ist Ihnen bekannt.“ —

„Wie ist nichts bekannt?“ unterbrach er mich: „Sie müssen fühlen, warum?“ —

„Ich fühlte es wohl, und ward ein wenig roth. Indessen fuhr ich fort: —

— „Ist Ihnen also nicht bekannt, So hören Sie denn: Tarquin, der Stolz hatte während seiner Regierung die Grundstücke der Stadt Rom an sich gezogen und sie als Kammergüter für sich benützt. Nach seiner Vertreibung vertheilte man diese Ländereyen an unbemittelte Bürger. Die neue Republik behielt nichts für sich, als ein Stück Landes, das dem Mars geweiht wurde und nach der Zeit die Bestimmung erhielt, daß sich die Römische Jugend im Ringen und Laufen dar

selbst über sollte. So erzählt es die Allgemeine Weltgeschichte nach dem Dioskorus von Halikarnas. Wollen Sie dieß Faktum in diesem Scheißesteller selbst nachlesen?"

„Danke!“

„So merken Sie doch wenigstens, daß es in dem fünften Buche seiner Römischen Alterthümer steht?“

„Und in welchem Bande der Allgemeinen Weltgeschichte?“

„Im zehnten, wohlgemerkt, der Baumgartenschen.“

„Auf welcher Seite, wenn ich fragen darf?“

„Auf der hundert und ein und dreißigsten.“

„Sind Sie zufrieden mit mir?“ versetzte er, mit einem ironischen Lächeln; und man merkt wohl, daß es sich auf meinen Gang zur Mikrologie bezog. Aber ich fuhr unerschrocken fort:

„Nach der Zeit, als das Forum in Rom für die zahlreichen Versammlungen der Bürger zu enge ward, nahm man das Marsfeld dazu; und sodann wurden auf demselben wichtige Staatsgeschäfte vorgetragen und entschieden.“ —

„Wo steht das, wenn ich fragen darf?“ unterbrach er mich.

„Ueberall in den römischen-Schriftstellern,“ erwiderte ich, ein wenig empfindlich —

„Ich danke Ihnen, daß Sie mein Gedächtniß schonen wollen!“ versetzte er mit einem langen Gähnen. Ich fuhr darum doch fort:

„Aber nirgends finden Sie, daß die dazu nöthigen Volksversammlungen nur im März ausschließlich wären gehalten worden. Mit den Römern kam die Sache und das Wort nach Gallien. Man brauchte Plätze, wo viele Leute beisammen seyn konnten, theils zu soldatischen Uebungen, theils zu Volksversammlungen, vor den Lagern sowohl, als vor oder in den Städten. Paris, damals noch Lutetia, hatte auch solch einen Platz und mehr als Einen. Das will ich Ihnen bezeugen!“

Mein Freund sah mir ängstlich nach, als ich aufstand und nach dem Bücherschränke ging. Ich nahm einen Quartanten her.

„O weh, ich bin verlorren!“ rief er.

„Mein Gott! sagte ich: „Sie sollen ihn ja nicht durchlesen! Nur ein paar Zeilen daraus. Es ist der Caylus.“

„Seine oeuvres badines? Die sind mir willkommen!“

„Diesmal sind sie es nicht! Aber sein
„Recueil d'Antiquités“ ist es!“

„Auch gut! darin sind hübsche Bilder!“

„Ich bedaure, daß Sie auch die heute
nicht zu sehen bekommen werden! Höchstens
einen trocknen Plan von dem alten Paris.“

Ich nahm meinen Stuhl wieder ein, und
fuhr fort:

„Sehn Sie hier, im zweyten Bande,
Seite 376. und 377. steht folgendes: Il-y-avoit
à Paris un lieu d'exercice, pour les Troupes.
Il est appellé Campus, dans Ammien
Marcellin.“

„Wo steht das in diesem Schriftsteller?
Hat Caylus auch richtig citirt?“

Diese Frage war abermals ironisch, ich
merkt' es wohl, aber ich wollte ihn dafür be-
strafen. Er hatte nicht vermuthet, daß ich
ihn beynt Worte nehmen würde. Ich ging

abermals nach dem Bücherschrank und holte den genannten Schriftsteller. Er rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her.

„Wir wollen sehen, ob er richtig citirt hat,“ sagte ich und blätterte.

„Ich glaub' es schon!“

„Ich nicht! Erlauben Sie mir, nachzusehen. Sie könnten es auch wohl selbst thun, weil sie den ersten Zweifel geäußert haben.“ —

„Ich bin Ihnen verbunden!“

„Es ist ja nicht Lateinisch, fürchten Sie sich nicht! Ich gebe Ihnen gerne Zuckerbrod, wenn ichs habe.“

„Also eine französische Uebersetzung des Annenian?“

„Ja! Hier ist die angezogene Stelle: l'ordre fut ensuite donné pour que tous se rassemblaient le lendemain dans le camp.“ — Diese Stelle steht im fünften Kapitel des zwanzigsten Buches, wie Caylus es angiebt. Er führt aber auch noch das zweyte Kapitel des ein und zwanzigsten Buchs an“ —

„Sind Sie noch nicht zufrieden?“

„Nein. Ein paar Verweisstellen mehr, Schaden nicht.“

„So erlauben Sie mir, derweil Sie suchen“ —

„Zu gähnen? Mit Vergnügen.“

Ich blätterte und suchte. In dem ganzen zweyten Kapitel des ein und zwanzigsten Buchs stand keine Sylbe von campus oder camp. Ich theilte meinem Freunde triumph

phirend mit, daß Caylus falsch citirt habe, und gab ihm zu verstehen, daß wahrscheinlich ein Druckfehler daran schuld sey, und daß ich suchen würde, ihn zu berichtigen. Er sprang auf.

„Was ist Ihnen?“ sagte ich: „Wo wollen Sie hin?“

„Sie fragen noch? Nach Hause.“

„Nicht so ungeduldig, mein Lieber! Ich will es gern aufschieben. so leid es mir auch thut *). Also zur Hauptsache zurück; Caylus fährt in seinem Buche fort: Il étoit sans doute (das champ de Mars nämlich) a l'imitation du Champ de Mars à Rome“ —

„Womit will er aber beweisen, daß es à l'imitation des römischen champ de Mars war.“

*) Im ganzen Umrissen kommt keine ähnliche Stelle mehr vor. Ich habe nachgesehen, als er weg war.

„Sie wollen chikanieren? Auch gut. Es ist wenigstens besser, als gähnen. Aber hören Sie nur den alten Schriftsteller Agathias“ —

„O, hätte ich doch meine Chikane zurück!“ — „Diesmal soll Agathias nicht selbst kommen. Caylus führt die Stelle seines Buches schon an, die ich Ihrer Kritik entgegen setze. Sie steht Seite 378. und heißt: Agathias dit, que les premiers François imitoient les usages des Romains et n'en différoient que par l'habit et le langage. — Diese Nachahmungssucht der Franken zeigt sich auch in andern ähnlichen Dingen. Die Pariser hatten schon ein Amphitheater, ein Forum und sogar ludos circenses. Lesen Sie nur hier in Caylus, Seite 376. 377. und 378.“ —

„Gut, gut! Ich verlasse mich auf Sie! Und was schließen sie aus dem allen?“

„Ganz natürlich dieß: daß das „champ de Mars“ der Franken von dem „campus

Martis der Römer herstammte, daß es mitr
hin mit Marsfeld zu übersetzen sey. Aber,
werden Sie sagen“ —

„Um des Himmelswillen, ich sage ja
nichts!“ —

„So erlauben Sie mir, Ihnen zu sa-
gen, was Sie sagen könnten, nämlich:
wenn auch das „champ de Mars“ der alten
Franken durch Marsfeld übersetzt werden müsse,
so beweise dieß noch nicht, daß das champ de
Mars der neuern eben so zu übersetzen sey.
Darauf antworte ich folgendes“ —

„In aller Kürze, wenn ich bitten darf!“ —

„So kurz als möglich. Die alten Fran-
ken hatten gewisse Nationalversammlungen, die
gewöhnlich im März oder im May gehalten
wurden“ —

„So?“

„Sind

„Sind Sie unglaublich?“ sagte ich, und stand auf.

„Nein, nein, ich glaube alles!“

„Das soll keinem meiner Freunde nachgesagt werden, am wenigsten Ihnen. Sie sollen sehen und sich überzeugen.“ —

Ich holte noch ein Buch. Es war die *Histoire politique de la Revolution en France*, Londres, 1792. Ich fuhr fort:

„Lesen Sie hier nur die Worte, S. 260. des ersten Theils: des grands Parlemens ou Placités généraux des Assemblées de de la Nation, appellés Champs de Mars ou de Mai — Solcher Nationalversammlungen wurden jährlich zwey gehalten — Lesen Sie die Worte selbst, hier, Seite 269. — Il s'en tenoit deux par an, l'une en Mars, qui fut ensuite transférée en Mai; l'autre dans l'automne.“ —

„Nun? Das bewiese ja, daß die Herren
Campe und Girtanner recht überseht
hätten!“

„O ja, wenn man so zersireut ist, wie
Sie, so könnte es das beweisen. Mir beweist
es bloß, daß diese Gelehrten die Märzversamm-
lungen der alten Franken gekannt, aber folgern
deshalb dabeys vergessen haben. Erstlich die
Märzversammlungen gaben nicht dem Plaze,
auf welchem sie gehalten wurden, den Namen,
sondern der Plaz gab ihn den Versammlungen.
Sie sehen dieß daraus, daß diese „champs
de Mars“ auch im May und Herbst ge-
halten wurden.“ —

„Das leuchtet mir ein!“

„Man sagt im gemeinen Leben: heute
ist Kirche, heute ist Schule, um aus-
zudrücken, daß heute in der Kirche Gottes-
dienst ist, daß in der Schule heute Unterricht
gegeben wird. So konnten auch die alten

Franken, mitten im May, mitten im Herbst
sagen, wir haben heute „champ de Mars,“
das heißt wir haben eine Volksversammlung
auf dem champ de Mars; kann hier das
letzte Märzfeld heißen?

„Versteht sich, Nein! Den Schluß daraus
schenke ich Ihnen. Ich mache ihn schon
selbst!“

„Also sehen Sie doch, daß wohl die Volks-
versammlungen der alten Franken Märzfeld
der heißen konnten, wohl gemerkt, wenn sie
gerade im März einfielen, aber nicht der Platz
auf welchem sie gehalten wurden?“

„Sind Sie nun fertig? Mir ist klar, daß
die genannten Herren Unrecht haben! Sie
brauchen mir kein Wort mehr zu sagen. Ich
schenke Ihnen Ihr Zweptens“ —

„Aber ich schenke es Ihnen nicht. Zweptens
also, haben die erwähnten Herren

vergessen, daß schon seit dem Ende des 13ten Jahrhunderts von diesen Nationalversammlungen in der französischen Geschichte nicht mehr die Rede ist, daß mithin auch kein „champ de Mars,“ das man mit Märzfeld übersetzen müßte, seit der Zeit, weder in Paris noch sonstwo, vorhanden seyn konnte. Die Parliamenter und die „Etats généraux“ theilten sich damals in den Befugnissen dieser „champs de Mars.“ Auch die „Etats généraux“ wurden bald, wo nicht vernichtet, doch nicht mehr berufen. Sie waren im Jahre 1614 zum letztenmal versammelt. Von der Zeit an gingen die alten März, May, und Herbstversammlungen bis auf ihren entferntesten Schatten verloren.“ —

„Satt und genug davon. Die beyden Herren haben Unrecht!“

„Nur noch Eine Anmerkung und die letzte. „Die Könige also von Ludwig XIII. an, die den letzten Schimmer von republikantischer Verfassung verdrängen wollten, beriefen die „Etats généraux“ nicht mehr. Ludwig dem Vierzehn-

ten waren sie ein Spott und vielleicht hatte er sogar von ihren Stenographen den „champs de Mars.“ nie etwas gehört. Er hinterließ Ludwig dem Fünfzehnten eine uneingeschränkte Monarchie.“ —

„Ich sehe schon selbst, wo Sie hinaus wollen. Schenken Sie mir das übrige. Sie haben es schon eben gesagt.“

„Mein, ich schenke nichts. Sie denken, ich wolle Ihnen eine Tautologie sagen. Den Irrthum muß ich Ihnen benehmen. Ludwig der Fünfzehnte also, erbt diese uneingeschränkte Monarchie und —

„Dachte noch, weniger an die Märtyrersammlungen? Da ist ja die Tautologie!“

„Ach, wenn Sie mich doch wollten aufrufen lassen! Und — stiftete die Königl. Militärschule —

„Was ist das für ein Sprung?“

„Ein Sprung nach dem modernen „champ de Mars.“ — Also, er legte die Militärschule an, und vor derselben einen geräumigen, mit Gräben und Alleen umgebenen Platz. Diesen bestimmte er zu den kriegerischen Übungen der Eleven, und nannte ihn Champ de Mars. — Ich bin fertig.“

„Dem Himmel sey gedankt!“

„Wahrhaftig! Doch noch nicht fertig!“

„Adieu, mein lieber Freund!“

Er sprang auf, lief durch mein Studierzimmer, und hatte schon die Thür meines Vorzimmers erreicht, als ich ihn, mit Dulaure's Description des Environs de Paris in der Hand, noch glücklich einholte.“

„Lesen Sie, lesen Sie!“ rief ich: „Hier, im Ersten Theil, auf der 57sten Seite steht: „ce lieu (le champ de Mars:) est destiné

„pour les exercices des Eleves de cette
„ecole,“ nämlich der Militärschule —

„Er war schon die Treppe hinunter. Ich
konnte ihm zum Ueberfluß nicht einmal noch
nachrufen, daß ein Exercierplatz, von einem
Despoten angelegt *) und „châmp de Mars“
genannt, nie und nimmer ein Märzfeld
seyn und heißen könne.

*) Diese Schule mit der dazu gehörige Platz wurden im
Jahre 1771 fertig. Man vergl. Delaure Descript.
des Curios. de Paris. Tom. I. 246.

VII

Moses kein Betrüger,
so wenig
als Christus und Muhamed.

(Vergl. Religionsgesch. des Predigers Schulz in Göttingen
Jahrg. 18. 1792, S. 125. fg.)

Nichts hat, von jeher, der Wahrheit mehr geschadet, nichts so viel schädliche und lächerliche Irrthümer hervorgebracht, als Einseitigkeit. Ihre Kinder, Unwissenheit und Stolz, und ihr blutgieriger Enkel, Fanatismus, haben, vom Anbeginn, Millionen gefoltert und gemordet, während ihre Halbschwester, Pedanterey, eben so viele Millionen zu lachen machte und noch macht.

Herr Schulz, sonst ein heller Mann, hat sich, in dem genannten Buch, eine große Einseitigkeit zu Schulden kommen lassen. Er gesteht: „er habe es für seine Pflicht gehalten, seiner Gemeinde zu sagen, daß Moses ein Verräther gewesen sey.“ — Und warum? „Weil dieser Mann das höchste Wesen als einen zornigen, rachgierigen ac. Gott vorgestellt habe.“ — In der That, das heißt sehr kleinlich, sehr eingeschränkt über solche Charaktere und Weltbegebenheiten urtheilen, die, wie die That zeigt, bestimmt waren, in Jahrtausende hinaus zu wirken.

Was Herrn Schulz zunächst auf diese Einseitigkeit brachte, war, daß er, in der Eigenschaft eines Lehrers der christlichen Religion, eine Vergleichung der Lehre des Moses mit der Lehre des Christus anstellen zu müssen glaubte. Christus lehrte, Gott sey ein liebevoller Vater, mithin ganz das Gegentheil von dem Gott, den Moses

schilderte. Die Eigenschaften, die Christus seinem Gotte beylegt, (so schließt Herr G.) sind seinem reinen und heiligen Wesen angemessener und für die Menschheit wohlthätiger, als diejenigen, die Moses dem seinen beylegt: mithin ist Moses ein Verträger.

In der That, so kann nur der Lehrer Einer Lehrart schließen, aber kein Geschichtsforscher.

Der Geschichtsforscher, der in dem ganzen Umfange des Wortes ein solcher seyn will, muß kein Vaterland, keinen Glauben, kein Vorurtheil haben, so lange er schreibt; er hat sich der Wahrheit gewidmet und sucht und sucht nur sie; er kennt die Worte Heide, Jude, Christ u. mit allen gemeiniglich daran geknüpften Begriffen nicht; er kennt nur den Menschen; er muß nicht einseitig loben und tadeln; er muß bloß erzählen, was er als wirklich geschehen herausgebracht

Hat; alles Wunderbare, alles sogenannte Ueberirdische, bleibt von seiner Arbeit und Nachforschung ausgeschlossen; nur der natürliche Lauf und Zusammenhang der Dinge ist sein Feld und sein höchstes und nützlichstes Studium; er muß eine Art von Gott sehn.

Diese Erfordernisse hat freylich bisher noch kein Sterblicher in sich vereiniget, aus sehr allfälligen Gründen. Ich kenne nur zwey Geschichtschreiber, die einige davon besaßen. Diese sind, seitdem die Welt steht, Tacitus und Gibbon. Beyde würden, das letztere Bedingniß ausgenommen, alle übrige gehabt haben, wenn sie aus dem Monde gekommen wären, und im Monde geschrieben und Druckers pressen dort gefunden hätten.

Es ist das Schicksal des Menschen, sich Vollkommenheit denken zu können, aber sie nicht zu erreichen. Dieß könnte ein Unglück scheinen, aber es ist ein Glück. Thätigkeit ist seine Seele, und diese würde sich bald in

Trägheit verwandeln, wenn er alles machen, alles haben könnte.

Aber, wenn es auch keinen Geschichtschreiber mit allen den Vollkommenheiten geben kann, die dieß Prädikat verlangt, so lasse man sich dadurch nicht abschrecken. Sich ihnen nähern, ist schon viel gethan, und es ist ein starker Schritt dazu, wenn man sich bestrebt, so wenig einseitig zu seyn, als in den Kräften, die ich möchte fast sagen, in der Bestimmung der menschlichen Natur liegt. Kommen wie der Sache näher. Wer ist ein Verräther? Dieß Wort hat in unsrer Sprache mancherley Acceptionen. Ich hebe nur folgende aus:

Erstlich, derjenige, der willkürlich Verthümer verbreitet, um gewisse Pläne, die bloß ihm nützen, Andern aber schaden, durchzuführen.

Zweytens, der, durch irgend eine Vorsepiegelung für wenig sich viel

zu verschaffen weiß, bestrehe dieß, worin es wolle. Je mehr er für wenig bekommt, ein desto größerer Verbrecher ist er.

Die erste Definition paßt auf alle moralische, politische und religiöse Betrüger, welche fast immer nur die Nachwelt zu ihrem Forum haben; die zweyte auf diejenigen, über welche der bürgerliche Richter wachen muß. Jene nähern sich dem moralischen Verbrechen der Heuchelei, diese, der bürgerlichen Uebelthat, dem Diebstahle.

Wenn Mafes ein Betrüger gewesen wäre, so müßte er, nach dem Sinne des Herrn Schulz, zur ersten Klasse gehört haben. Dieß ist also zu untersuchen. Ich gehe an diese Untersuchung, und darf und will, vor der Hand, weder Jude noch Christ seyn, sondern die Wahrheit wissen. Dieser Absicht gemäß muß ich folgendes vorausschicken.

Ich darf hier von keinem andern Gott etwas wissen, als dem, der aus der Geschich-

te des menschlichen Geschlechts hervorgeht. Den Gott kenne ich hiet nicht, der aus der Metaphysik hervorgeht. Dieser ist die Geburt des reinern, geläuterten Verstandes, aber die Prädikate, die ihm dieser beylegt, sind noch nie von der allgemeinen Menschheit anerkannt, und zu ihrer moralischen und politischen Existenz allgemein genutzt worden. Wog diesen eine Nation von Philosophen als Seele ihres Staats im Allgemeinen und ihrer Handlungen insbesondere an ihre Spitze stellen, und solchergestalt die erhabenste, und, menschlichen Begriffen nach, die wohlthätigste, moralische und politische Konstitution hervorbringen; für rohere Nationen ist er, als Maschine ihres Bedürfnisses im moralischen und politischen Verstande, wie es scheint, völlig unbrauchbar. Das höchste Wesen kann nicht einseitig seyn. Es bestraft niemand, der sich dasselbe so roh denkt, als er selbst ist; es belohnt niemand, der es sich so verfeinert denkt, als sein Verstand, in seiner höchsten Erhebung, es sich denken kann. In dieser Hinsicht sind Kante

und Patagonier hier einerley, denn die Begriffe der letztern von einem Gott nähern ihnen, in ihrer Sphäre, eben so kräftig, als die Begriffe der erstern, ihnen, in der ihrigen. Eben so ist es, wenn man sich dieß hohe Wesen einfach oder vielfach denkt. Daraus folgt, daß bloß der Begriff, oder, wenn man lieber will, das Gefühl, die Ahnung eines höhern Wesens zu unserm Glücke nothwendig ist, nicht die nähere Kenntniß seiner, nicht seine Charakteristik. Diese hat, eben darum, noch niemand erforscht. Hätte sie sollen erforscht werden, so wär' es eine Inkonsequenz, wenn sie nicht schon unter den Urbewohnern unserer Kugel, vor undenkbarer Zeit, gäng und gebe gewesen, wenn sie nicht noch jetzt über der ganzen Erde verbreitet wäre.

Sonach ist es unstatthaft, im Allgemeinen zu sagen, diese oder jene Lehrart von dem Wesen Gottes ist besser, als die Andre. Alle sind gut, wenn gute Absichten damit erweckt werden, seyen diese moralisch oder politisch.

Die Menschen sind so ausgezeichnete Schöpfungen des höchsten Wesens, daß es ihnen, von Ewigkeit her, erlaubte und in Ewigkeit erlauben wird, seinen Namen und seinen Charakter, wie sie sich solche auch denken mögen, als Maschinen zu ihren Zwecken zu brauchen. Sind diese Zwecke gut, das heißt, nützlich für den, der sie erreichen will, und zugleich nicht schädlich für den, der als Instrument dabey gebraucht wird: so kann man den erstern seinen Betrüger, und den letztern seinen Betrogenen nennen.

Unter einem der Pharaonen hatte sich eine Familie aus Kanaan nach Aegypten gezogen. Das Haupt derselben, Jakob oder Israel genannt, hatte sie dahin geführt, auf den Ruf eines seiner Söhne, der sich zu der Stelle eines der Minister jenes Königs emporgeschwungen hatte. Dieser räumte der Familie Israel eine Provinz ein, darin zu wohnen. Es war eine der fruchtbarsten in Aegypten.

Diese

Diese Familie hatte sich vorher hauptsächlich mit der Viehzucht beschäftigt, und ihre Bedürfnisse davon bestritten. Sie war in so ferne frey gewesen, als sie bloß unter der Aufsicht ihres Familien:Ältesten stand, der ihr Vater, ihr Oberherr und ihr Priester zugleich war. Diese drey Prädikate hielten die Familien:Republik zusammen. Als Vater ermahnte oder schalt er die Ungehorsamen, als Oberherr richtete er sie, als Priester erhielt er sich, durch Hinweisung auf ein höheres Wesen, mit dem er zusammen hangen wollte, in seinem Ansehen.

Sein Prädikat als Priester verschaffte ihm die meiste Gewalt über eine Horde roher Menschen. Dieses mußte er also vorzüglich aufrecht zu erhalten suchen. Ohne dasselbe hätte er nur sehr geringen Einfluß gehabt. Die einzelnen Familien hätten sich zerstreuet, wären einander bald fremd geworden, und hätten dann wechselsweise einander bald selbst aufgetrieben, bald wären sie von Andern aufgetrieben worden. Ein Brunnenn und ein

gratreicheres Stück Landes, waren damals die Bantäpfel die alle Tage Zwist erregten.

Jede Idee von einem höhern und mächtigern Wesen, oder von mehreren, bildet eine Religion. Unter der Familie Israel galt der Glaube an ein Einziges solches Wesen. Ihre Stammväter standen, wie sie ihren Kindern erzählten und einprägten, mit diesem in beständiger Verbindung. Was Gutes oder Böses über die Familie erging, ward diesem Wesen zugeschrieben. Ersteres erfolgte, wenn man ihm gehorsam war, letzteres, wenn man ihm ungehorsam wurde. Aber, ihm gehorsam oder ungehorsam seyn, hieß, dem Willen des Familienhaupts gemäß, oder, demselben zuwider handeln, hieß, die Ordnung und Ruhe unter der Völkerschaft erhalten, oder sie stören.

Die Familie Israel vermehrte sich zusehends an ihrem neuen Wohnorte. Ihre politische Existenz hing an dem Willen der Könige von Aegypten, ihre gottesdienstliche Verfassung an die Tradition von einem höhern

Wesen, von welchem sie die Begriffe beybehielt, die ihre Häupter ihr eingeprägt hatten. Diese Begriffe waren zur politischen Verfassung der Israeliten nicht unumgänglich mehr nöthig: sie hätten, ohne sie, zusammen gehalten, seitdem sie an dem jedesmaligen Könige von Aegypten einen Herrn hatten, dem sie so gehorchten, wie ehemals ihrem Familienhaupte, wenn er seinen Willen, als den Willen des höchsten Wesens, ihnen vortrug. Dieß höchste Wesen mußte ihnen also jetzt fremder seyn, als vorher; aber immer blieben dessen vermeynte Anordnungen ihnen bekannt, weil sie mehrere davon immer noch befolgten. Opfer, Beschneidung und Glaube an Einheit dieses Wesens, gaben und erhielten ihnen, als Völkerschaft und Sekte, Auszeichnung und Konsistenz.

Der König der Aegypter, der die Israeliten so freundschaftlich in seinem Lande aufgenommen hatte, ging mit Tode ab. Sein Nachfolger vergaß die Dienste, die ein Witz

glied dieser Völkerschaft, Joseph, dem Staat geleistet hatte. Er fürchtete, daß die Israeliten, die, wegen ihrer besondern Religion und gemeinschaftlichen Abstammung, zusammen hielten, und sich deshalb den eigentlichen Aegyptern nicht einverleiben ließen, einen Staat im Staate bilden, sich zu seinen Feinden schlagen, die wahren Eingebornen unterdrücken und eben so bald sich einen Oberherren aus ihrer Nation geben möchten. Ihre täglich wachsende Anzahl vermehrte diese Besorgniß bey ihm.

Sonach wandte er alle Mittel an, sie nicht bloß durch politischen, sondern auch durch moralischen Druck, wo nicht zu vernichten, doch zu lähmen. Er brauchte und zwang sie zu schweren Arbeiten. Diese spannten ihre körperlichen Kräfte ab. Der Leibeigene ist nicht allein geplagt, sondern, eben daruin, auch verachtet, und, zeigt er sich störrisch, gehaßt. Verachtung und Haß machen entweder furchtsam und kleinmüthig, oder niederträchtig, oder das alles zugleich. Dieß war die moralische Geißel,

welche die Israeliten traf. Ihr Charakter ward dadurch eben so erschlaßt, als ihr Körper durch Arbeiten. Wer bloß für Andere arbeitet, ist arm, und Armuth macht schmutzig und erweckt dadurch Abscheu. Die Israeliten hatten überdieß noch eine Religion, die von der Aegyptischen verschieden war. Wer der Stärkste ist, glaubt der Beste zu seyn. Die Aegyptische Religion war die Religion der Beherrscher, die Israelitische, die Religion der Sklaven. Daher ein neuer Grund der Geringschätzung und Verfolgung, welche über die Israeliten ergingen. So waren sie Sklaven, furchtsam, niederträchtig, arm, schmutzig, Schismatiker, und deshalb gedrückt, verachtet, gehaßt, verabscheuet, verfolgt: alles, wie man sieht, aus Gründen, denn die Aegypter waren überzeugt, daß ihnen Recht geschehe. Dieser Umstand machte jene völlig hilflos.

In dieser politischen und moralischen Lage waren sie, als einer ihrer Landesleute, Mose,

sich ihrer annahm. Er war (gleichviel, unter welchen Umständen) der Tochter des ägyptischen Königs bekannt geworden, und sie hatte ihn (gleichviel, wo) als ihren Sohn erziehen lassen. Seit seiner frühesten Kindheit war er aus der Mitte seiner Landsleute entfernt, aber sie waren ihm nicht fremd geworden. Ihre Verfassung und ihr Charakter hatten keinen Einfluß auf ihn gehabt, aber das Bewußtseyn, daß er von ihrer Nation war, hatte ihn nicht verlassen. Dieses und ein natürliches Gefühl für Ungerechtigkeit, drang ihn zu einem Schritte, der für sein eigenes und seiner Landsleute Schicksal entscheidend wurde. Er erschlug einen Aegyptier, der einen Israeliten mißhandelte. Diese That blieb, wie er glaubte, verschwiegen, oder doch nur den Israeliten bekannt. Da sie aus Anhänglichkeit für seine Nation begangen war, so schien er von ihrer Seite keine Verräthercy zu fürchten zu haben. Aber ihr verderbter Charakter malte sich bey dieser Gelegenheit zum Sprechen.

Zwey Männer von dieser Nation zankten und schlugen sich. Moses Gefühl für Unrecht regte sich abermals, und der Gedanke, daß eine Nation von Unterdrückten doch wenigstens unter sich keine Ungerechtigkeiten verüben sollte, drang ihn, zwischen die Streitenden zu gehen, den, der ihm Unrecht zu haben schien, zur Rede zu stellen und ihn zu erinnern, daß er doch seinen eignen Landsmann nicht mißhandeln möchte. Dieser fragte ihn: ob er seyn Richter sey? Ob er ihn etwa ermorden wolle, wie den Aegypter? — Ein guter Charakter, der Gefühl für Theilnahme und Dankbarkeit gehabt hätte, würde dem Moses Achtung bewiesen haben, der Anhänglichkeit wegen, die er, mit Lebensgefahr, für seine Nation gezeigt hatte; aber dieser, ein weggeworfener Sklave, verräth ihn dem Pharaon als den Mörder eines Aegypters, wo nicht unmittelbar doch mittelbar, indem er die That des Moses bekannt machte. Der König will Moses dafür bestrafen. Er entflieht nach Midian.

Hier zeigt sich sein lebhaftes Gefühl für Ungerechtigkeit abermals. Er ist bey einem Brunnen. Die Töchter eines Priesters, Reguel, kommen zu demselben um ihre Schafe zu tränken. Zugleich kommen auch Hirten und treiben die Heerde der Mädchen von den Rinnen weg, die sie gefüllt hatten. Moses steht ihnen wider diese Ungerechtigkeit bey, oder macht sie wenigstens dadurch wieder gut, daß er ihre Rinnen von neuem füllen hilft, damit sie ihre Schafe tränken können.

Der Vater der Mädchen nimmt dleß gut auf und macht Bekanntschaft mit Moses. Dieser gefällt ihm so, daß er ihn zu seinem Schwiegersohn macht. Moses bleibt bey ihm.

Reguel war ein Priester und wußte mithin alles, was Priester solcher Nationen wissen. Seine Politik konnte ungefähr die seyn, deren Regeln Abraham, Isaak und Jakob befolgt hatten. Die Schamar

nen, die Ägypter, die Muffi und Päbste haben, dem Grunde nach, einerley System, nur die Mittel, es durchzuführen, sind verschieden. Moses hatte Zeit, diese Priesterpolitik in ihrem ganzen Umfange zu studieren. Er mußte noch jung seyn, als er nach Midian kam, und er war schon achtzig Jahr alt, als er sie praktisch zu machen anfing, und zwar bey seiner eigenen Nation.

Für diese hatte er seine ehemalige (vielleicht glänzende) Existenz in Aegypten aufgeopfert. Man gewinnt Leute lieb, denen man Wohlthaten erweist. Dieß Gefühl, die Kenntniß ihres gedrückten Zustandes und seine angeborne Anhänglichkeit für sie, diese drey Dinge wurden die Triebfedern seiner Unternehmung; Ehrgeiz, Hang, sich geltend zu machen und Haupt einer Nation zu werden, kamen, auf einem sehr natürlichen Wege, dazu und spannten jene mit an; persönlicher Muth, Vertrauen auf seine Klugheit und Kenntniß der Menschen, besonders des Charakters seiner

Landesleute, gaben ihnen Stos und Schwung. So war sein Entschluß gefaßt, und zugleich mit ihm der Plan, den er zu befolgen hatte.

Seine Absicht war: die Israeliten aus ihrer Sklaverey zu befreyn. Diese Absicht war un widersprechlich gut.

Die Mittel, sie zu erreichen, mußten nach der Lage und besonders nach dem Charakter des Volks abgemessen werden. Je entsprechender sie dem Zwecke waren, desto eher ward er erreicht, desto besser waren sie: denn kein Mittel kann isolirt, sondern muß immer nach seiner Wirksamkeit und Nothwendigkeit in einem vorliegenden Falle beurtheilt werden. Jemand Gift eingeben, heißt, ihn umbringen, aber ihm Gegengift eingeben, heißt, ihm das Leben retten. Nur im erstern Falle ist es Gift, im andern, Arzney.

Der Charakter der Israelitischen Nation ist oben angegeben. Wie war auf ihn zu wirken?

Sie hatte Begriffe von einem höchsten Wesen. Wie dachte sie sich dieses? Gerade so, wie Abraham, Isaac und Jakob, und diese dachten es sich ungefähr, mit ihren eigenen Leidenschaften, Tugenden und Fehlern, nur unendlich mächtiger als sie. (G. 1. Mos. 12, 3. 17. ib. 15. 6. 9. 18. ib. 16. 17. 13. ib. 17. 1:21. ib. 18. 21:32. ib. 19. 24:25. ib. 20. 7. 18. ib. 22. 1. fg. 24. 12. 17. ib. 25. 23. ib. 26. 24. ib. 28. 13. — ib. 31. 21. 32. 9. fg. ib. 45. 3. fg.)

Moses fand also schon eine Maschine vor sich, die er in Bewegung setzen konnte, um auf seine Nation zu wirken. Der Gott, den die Patriarchen geschildert hatten, war für den Charakter ihrer Familie der angemessenste gewesen; sie hatten sie dadurch in Ehrfurcht, Ordnung und Konsistenz erhalten, das zeigte die That. Die Israeliten kannten diesen Gott noch. Wenn er ihnen fremder geworden war, als zu den Zeiten ihrer Väter, so kam es, wie oben bemerkt, daher, daß sie

feiner, seitdem sie an den Königen von Aegypten Herren hatten, zu ihrer politischen Existenz nicht mehr bedurften, das heißt, daß sie kein Familienhaupt brauchten, welches sie durch einen vorgegebenen genauen Zusammenhang mit Gott, geleitet oder regiert hätte. Uebrigens wußten sie noch, daß dieß höchste Wesen gütig gegen Gehorsame, aber unbittlich rachgierig gegen Ungehorsame sey; daß es sich ehemals um die kleinfügigsten Dinge in ihrer Familie bekümmert; daß es einen Bund mit ihren Vorfahren gemacht, ihre Nachkommen zu segnen, zu vermehren, und sie in ein Land zu führen versprochen habe, das sie als ihr eigenes, mit allen seinen Herrlichkeiten, besitzen sollten.

Wer sieht nicht, daß Moses, wenn er mit dieser Nation etwas beginnen wollte, sich durchaus an den Plan halten mußte, den ihre Stammväter mit Nutzen befolgten; daß er ihre eigenen Meinungen, Vorurtheile, Erwartungen und Wünsche, zu seinem Zwecke

benutzen mußte? Ihnen von einem andern, anständigen Gott etwas sagen, hieß, ihnen Unbegreiflichkeiten vorschwätzen; hieß, ihnen Mißtrauen, anstatt Vertrauen, einflößen; hieß, sich ihren Haß und ihre Geringschätzung, als ein Lehrer neuer Dinge, zuziehen. Er mußte sie entweder durch ihre alten Begriffe von dem höchsten Wesen retten, oder diesen Plan ganz aufgeben. Hätte er also würdigere Begriffe von Gott bey ihnen zum Grunde legen wollen, so wären sie diesmal in der That — schädlich gewesen.

Sonach erschien er unter ihnen, als ein Gesandter des ihnen einmal bekannten Gottes. Dieser hatte sich ihm, wie er sagte, eben so offenbart, wie ehemals ihren Stammvätern. Der Charakter dieses Gottes war ganz derselbe, seine Theilnahme an dem Schicksale der Nation, sein Versprechen, sie glücklicher zu machen, die Bedingungen, unter welchen er dieß thun wollte — alles war dasselbe. Eine Theokratie also, die Despotismus war, blieb

und mußte die Grundlage von Moses Operationen bleiben. Diese aufrecht zu erhalten, war die große Kunst, war die einzige Forderung, unter welcher er sich Gehorsam verschaffen und die Nation retten konnte. Führte er diesen Plan glücklich durch, so lag darin sein großes Verdienst um die Nation; waren die Mittel, die er dazu brauchte, (bestanden sie, worinn sie wollten,) die einzigen, die er anwenden konnte: so ist er tadelsfrey; hätten aber Selbändigkeit, Gutherzigkeit, Zehnung, List ohne Gewalthätigkeit, Muth ohne Grausamkeit, ihn eben so weit bringen können, so wäre seine Strenge, Unbarmherzigkeit, Mordgier, Rachsucht, sein Verfolgungsgeist u. s. w. schändliche Flecke seines Charakters geworden.

Es gelang ihm, sich Vertrauen bey seinen Landsleuten zu verschaffen. Die Wunder, mit welchen er auftrat, können natürlich, übernatürlich, betrügerisch unter andern Umständen, gewesen seyn, das kümmert uns hier nicht,

Die Mittel, die er, wie er selbst erzählt, angewandte, um seine Nation aus Aegypten zu führen, was für eine Beschaffenheit es damit gehabt haben mag, kümmern uns hier eben so wenig. Diese Wunder und Mittel wurden von ihm mit Konsequenz und Nutzen angewandt, folglich sind sie von jeder Untersuchung und Kritik frey. Ihr Zweck und ihre Wirksamkeit gehört vor unser Tribunal. Gegen erstern ist nichts einzuwenden, und letztere liegt am Tage: denn die Israeliten wurden von ihrer Sklaverey befreyt, und kamen mithin in einen glücklichern Zustand.

Um sie darin zu erhalten, bedurfte es neuer Mittel, und mit diesen verhält es sich, wie mit allen vorhergehenden. Sie dreheten sich um despotische Theokratie, den einzigen Hebel aller seiner Operationen, und je stärker er diese befestigte, desto größer sein Verdienst. Dieß Verdienst wird eine kurze Uebersicht einiger seiner dahin gehörigen Verfügungen unwidersprechlich darlegen. Diese

Uebersicht ist der Schlußstein und das Resultat meiner Ideen von Mose's. Je feiner, klüger, weiser, jene Verfügungen sind, desto wohlthätiger waren sie, und nur einseitige Denker werden mich noch mißverstehen, wenn in den folgenden Angaben Unerbittlichkeit, Grausamkeit, Herrschsucht u. als kluge, feine und wohlthätige Mittel aufgeführt erscheinen.

I. Der Hauptpunkt, um welchen sich der ganze Plan und die Existenz des Mose's und seiner Nation drehete, war der Glaube an einen einzigen Gott. Hätten die Israeliten mehrere geglaubt, so wäre alles verloren gewesen. Dieß zu vermeiden gab Mose's die strengsten Verbote, und setzte die unerbittlichsten Strafen auf deren Uebertretung. Die ersten Gesetze des Dekalogs schärfen den Dienst eines einzigen Gottes ein, mit Bedrohung einer, bis ins vierte Glied fortgesetzten, grausamen Strafe für die Uebertreter derselben. (2. Mos. 20. 3. 4. 5.) Zugleich wurde dadurch die Charakteristische

Unter:

Unterscheidung der Israeliten von den benachbarten Völkern unterhalten. Hieher gehörte auch die Beschneidung, und der ihnen gegen die sogenannten Götzen eingeprägte, von seinem Gott autorisirte Haß. (3 Mos. 7. 16.) Aus dem Begriffe von einem einzigen Gotte, wie ihn die Israeliten sich dachten, und Moses ihn schilderte, ging die Regierungsform hervor, die zu dem Charakter, den Meynungen und Traditionen der Israeliten am besten paßte. Dies war Theokratie (2 Mos. 19. 6.) Ihr Oberherr war ein strenger, schrecklicher, mächtiger, aber auch heiliger, löblicher, wunderthätiger Gott. (2 Mos. 15. 11.) Sie waren seine unmittelbaren Unterthanen, Moses war sein erster Minister, die Leviten seine Leibwache, die Stiftshütte sein Palast, Opfer seine Finanzen.

II. Um die Geheimnisse, die mit einer Theokratie unumgänglich verbunden sind, zu bewahren; um den darauf gebaueten Verfassungen Eingang, Einheit und Nachdruck zu verschaffen, konnte und durfte nur Eine Per-

son an der Spitze stehen. Dieß wollte Moses seyn. Er zog zwar seinen Bruder, Aaron, mit in seinen Plan, aber nur als ein Theilnehmer. Moses wollte angeben, Aaron sollte ausführen helfen. Wer der Hand brauchte er ihn zu seinem Sprecher, weil er selbst mit Mühe redete. Gott hatte erklärt: Aaron sollte der Mund Moses seyn, aber Moses der Gott Aarons. (2. Mos. 4. 16. Vergl. mit 2 Mos. 7. 1.) Das „Gott“ heißt hier bloß „Fürst, Oberhaupt, Vorgesetzter.“ (Vergl. 2 Mos. 22. 8. 18.) Nach der Zeit machte er ihn zum Hohenpriester, d. i., bloß zum Chef der göttlichen Ceremonien. (2 Mos. 7. 1.) Beide verhielten sich sehr sorgfältig, das Volk auf den Gedanken zu bringen, als ob ihre Verfügungen, Befehle und Gesetze von ihnen selbst kämen. Wenn es murrte, so sagten sie: ihr murret nicht wider uns, sondern wider den Herrn. Dadurch deckten sie sich zugleich, in schwierigen Fällen, den Rücken. (2. Mos. 16. 8. und 17. 2.) Moses

brauchte, ausser Aaron, noch subalterne Priester. Diese nahm er aus dem Stamme Levi, seiner eigenen Familie, oder vielmehr, er weihte diese ganze Familie zum Priesterthum. Er verband sie mit sich sehr genau dadurch, daß sie ihre ganze Subsistenz aus ihrem Amte zogen. Sie besaßen kein Erbe in Israel, sondern lebten, wie er es nannte, vom Herrn. Nichts war also natürlicher, als daß sie die Theokratie aufrecht zu erhalten suchten, die sie ernährte. Vergaßen sie dieß, aus Herrschsucht oder, wenn sie des unbedingten Gehorsams gegen Moses überdrüssig worden, so traf sie eine eben so unerbitliche Strafe, als das Volk selbst. So wurden Aaron, Mirjam, Moses Schwester, Nadab und Abihu, Aarons Söhne, und die sogenannte Horde Korah und Abiram bestraft, ohne Ansehen der Person. Denn von dem Augenblick an, wo sich dem Moses irgend einer gleich stellte, und zu einem gleichen Ansehen beim Volke gelangte, wären die Absichten jenes und alle sein Geseze und Einrichtungen vernichtet gewesen,

der Staat hätte eine Revolution erlitten, und die Nation wäre, bey ihrem hilflosen Zustande in der Wüste verloren gewesen. (5 Mos. 32. 47.)

III. Moses mußte Kriege führen. Dazu brauchte er Feldherrn. Josua war ein solcher. Der Einfluß, den dieser, nach glücklichen Schlachten, bey dem Volke gewinnen konnte, wäre der Herrschaft des Moses, mithin der Theokratischen Verfassung, nachtheilig geworden. Der Anführer des Herrn mußte ihm also unbedingt unterworfen bleiben. (4 Mos. 27. 16 — 23.) Eben so die Unteranführer. Jeder Verstoß gegen Moses Befehle ward an ihnen eben so streng bestraft, als an andern. (4 Mos. 25. 4.)

IV. Auf den obigen Pfeilern ruhte das ganze Gebäude der Theokratie. Die andern hiehergehörigen Verordnungen des Moses waren nur Nebenstützen, z. B. der Glanz, der ihn und die Priesterschaft umgab; die Pracht der Stiftshütte; der Umstand, daß kein Israelit fast die Hand anders ausstrecken durfte, als wie es Gott befohlen hatte; die Op-

fer, die freywilligen Gaben, das Geheimniß volle des Gottesdienstes überhaupt; die häufigen Ceremonien u. s. w. alle diese Dinge, die Moses mit einem wahren Kleinigkeitsgeiste, aber nie ohne Plan und Zweck, vorschrieb, waren eben so nöthig, als wirksam, um seine Konstitution aufrecht zu erhalten. Und diese erhielt sich in der That, in ihrem ganzen Umfange, bis zu dem Zeitpunkte, wo die jüdische Nation Könige bekam; und auch für diesen Fall hatte Moses schon gesorgt, indem er den Königen einen Wirkungskreis anwies, der sich genau an die Theokratie anschloß. (5 Mos. 17: 14 — 20.) Indessen erlitt doch die Konstitution, sobald Könige eingesetzt wurden, einige Aenderungen, die aber nicht wesentlich waren. Ihre Grundpfeiler wurden nicht erschüttert, und sind bis jetzt noch nicht umgestoßen. Noch jetzt ist Hierarchie die Grundlage der jüdischen Verfassung, und der Geist derselben und ihre Wirkungen sind noch sicht, das bis auf den heutigen Tag. Ein guter Kopf, ein Gott, wie ihn Moses lehrte, von

neuen an die Spitze der Juden gestellt, würden, wenn sich nicht die ganze politische und religiöse Verfassung der heutigen Welt dagegen auslehnte, ungefähr noch eben die Erscheinungen hervorbringen, als in frühern Zeiten.

Die Resultate aus allem diesem stehen schon oben. Jetzt frage ich nur noch: Wer nennt den Numa Pompilius einen Verräther, weil er vorgab, daß er seine Verfügungen mit einer Göttin verabrede? Wer nennt den Lyfurgus einen blutgierigen Mann, weil er strenge Gesetze gab? Wer darf den Solon für einen unweisen Gesetzgeber ausschreyen, weil er die Frage: ob er seinen Landsleuten die besten Gesetze gegeben habe, so beantwortete: ich gab ihnen unter denen, die zu ihrem Charakter paßten, die besten?

Wer fühlt endlich nicht, daß die Operationen des Moses, mit den Operationen des Christus, nicht verglichen werden können?

Mose hatte ein zahlreiches Volk nicht bloß zu regieren, sondern auch zu bilden; ihm nicht bloß eine politische sondern auch eine bürgerliche und moralische, Konstitution zu geben, und zu erhalten. Und Christus selbst bekannte, nicht herrschen, sich nicht in politische Dinge mischen zu wollen. Er spielte gegen Mose genommen, ungefähr die Rolle, die ein Feldprediger gegen Friedrich den Großen spielte. Welch ein Unterschied, eine Konstitution und einen Katechismus zu machen! Christus lehrte bloß einem schon konstituirten Volke Moral, und ihre Grundsätze drehten sich um einen gütigen, nachsichtsvollen, sanften Gott. Diese Moral ist zu schwach als Grundlage einer politischen Konstitution, wenn sie auch eine einmal vorhandene sehr wirksam und wohlthätig unterstützen kann. Eine Theokratie, mit einem Gott an der Spitze, wie ihn Christus schilderte, kann sich nicht erhalten; sie treibt die Menschen, wie sie nun einmal sind, nicht genug in die Enge. — Warum ist eine christliche Hierarchie jetzt so ohnr

mächtig und wohl gar lächerlich? Weil sie ihren Einfluß auf den Gott des Christus bauet, dessen Charakter sich nicht mit Gewaltthätigkeiten verträgt. Wenn war die christliche Hierarchie am mächtigsten? In jenen Zeiten, wo der Gott des neuen Testaments in den Gott des Moses wieder aufgeartet war; wo Päbste fluchten, in den Bann thaten, auf Befehl ihres Gottes folterten und verbrannten. Je erhabener also die Begriffe von Gott werden, desto schwächer und unwirksamer werden sie in der Politik. Die stehenden Armeen haben den Gott des Moses unnöthig gemacht; die neuern Gesetzgeber brauchen den Gott des Christus nur als Nebenmittel; und gegen den Gott der Philosophen und die auf ihn gegründete Moral liegen die Fürsten und ihre Minister jetzt zu Felde.

VIII.

Wird durch

Herrn

Campens versuchte Sprachbereicherung

die

Deutsche Sprache

ärmer oder reicher?

(Berl. Brandenburg. Journal, 1790. Novbr.; und Hamb.
Courte. 1790. No. 182.)

Der Katalogus von Wörtern, den Herr
Campe zur Bereicherung unserer Sprache
bekannt gemacht hat, und der fast lauter, aus
dem Französischen übersehte, Ausdrücke und
Redensarten enthält, ist durch mehr böse als
gute Gerächte gegangen. Man hat weniger
gebilligt, als gelacht und gespottet; man hat

die Uebersetzungen wechselweise pedantisch, geistlos und ganz falsch gefunden. Dem billigen Literatoren würde Herr Campe auf mehr Schonung haben rechnen können, wenn er gleich Anfangs, in seinem ersten dahin gehöri gen Aufsatze, das erinnert hätte, was er in dem Vorberichte des neuen besondern Ausdrucks sagt: „man solle nicht vergessen, daß „die Wörter (in seinem Verzeichnisse) nur als „Wörter und nicht als Worte stehen, „und daß ihre künftige Aufnahme nur von „der Verbindung abhängt, in die ein denken „der Schriftsteller sie zu setzen weiß.“ —

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, verlieren seine neuen Wörter viele von den oben genannten harten Prädikaten, die man ihnen beygelegt hat; aber nicht alle werden dadurch von ihnen abgewehrt.

Die Wörter:

Stell: dich: ein, für rendez- vous,

Hofwort, für compliment,

Stallbender, Spießgesell, für
Kamerad,

Beingerüst, für Skelett,

Ehrpunkt, für point d'honneur,

Sieh: dich: um, für belle-vue, bel-
vedere,

Briefwechsler, für Korrespon-
dent,

Maulzimmerchen, Schmollkäm-
merchen, für boudoir,

Abscher, Nebensang, für episode —

Diese und andere Wörter, sage ich, können in der komischen und burlesken Farbenmischung unserer Sprache gar wohl gebraucht werden, sind aber im anständigen, ernsthaften Style durchaus unentraglich. Ein dramatischer Schriftsteller, der, zum Beispiel, einen lächerlichen Pariser auf die Bühne bringen wollte, könnte sie ihm mit gutem Erfolg in den Mund legen, und einige davon, z. B., Spießge-

sell, Weingeräst, Ehepunkt, Hofwort, könnten allenfalls schon, wenn sich eine schickliche Verbindung darbietet, in dem leichtern, launigten Erzählungsstyle gebraucht werden. Nebensang für Episode scheint mir ganz unbrauchbar. Denn man hat auch Romane in Prosa, mit Episoden, die man nicht Nebensänge nennen kann. Dieß Wort wäre eines von denen, die, wenn man sie einführt, unserer Sprache wohl neue Wörter verschaffen, aber einen beschränkten Sinn ausdrücken würden, als ihn die Originälwörter mit sich führen. Eben so „Hofwort“ statt Compliment, welches auch noch Verbeugung, feyerliche Anrede u. bezeichnet. Uebrigens hat das Wort Nebensang, wegen seiner Zusammensetzung mit dem alten Worte Sang, anstatt Gesang, ein widerziges antik:modernes Ansehen.

Die Wörter:

Einweilen, für ennuyer,

Entweilen, für desennuyer,

Schnell:Räuber, für courier,
 Einzel:Wesen, für individuum,
 Glaubenswuth, für Fanatismus,
 Geheime Siegel:Briefe, für Let-
 tres de cachet,
 Altlehrig, für orthodox,
 Gemein:Wesen, für Publicum,
 Vernunften, für raisonniren,
 Darausdrücken, für appuieren,
 Schmuck:Kunst:Schwungrede für
 declamation —

— sind, denke ich, größtentheils jedem
 Manne von Geschmack unerträglich. Denn
 erstlich könnten sie nur immer im anstän-
 digen, gebildeten, historischen oder didakti-
 schen Style gebraucht werden; und wer wird
 in diesem je die Worte vernunften,
 draus drücken, Schwungrede, sich
 aus der Feder laufen lassen? Zweytens sind
 sie, größtentheils, entweder ganz falsch und
 gegen den Genius der Deutschen Sprache ge-

bildet, oder sie drücken nur Eine oder zwey Bedeutungen des Original: Wortes aus.

Nehmen wir die Wörter einweilen und entweilen. Wo sind sie hergeleitet? Von weilen, d. i. bleiben, verbleiben, verweilen? Diese Etymologie wäre falsch, sonst müßte das Wort einweilen so viel heißen, als: bleiben machen, verweilen machen, an das bleiben gewöhnen. Ich weile mich ein, hieße dann, ich werde des verweilens gewohnt. So wie man sagt, sich einwohnen, um auszudrücken, daß man anfängt, sich an den Aufenthalt in einem Hause, in einer Stadt, zu gewöhnen. Entweilen mit dieser Etymologie, heißt, gar nichts.

Wären sie von dem Worte Weile hergeleitet, so wäre es eben so falsch. Weile, heißt, Zeit oder eine Zeit lang. Man sagt, ich habe eine Weile zugeesehen, eine Weile da oder dort gewohnt,

eine Weile ausgehalten. Ich habe lange Weile, heißt, die Zeit wird mir lang. Die Kurzweil, heißt der Zeitvertreib; kurzweilig, heißt, zeitverkürzend und, in einer zweyten Bedeutung, unterhaltend. Wenn nun also Weile und Zeit fast in allen Fällen Synonyme sind, was heißen dann die Wörter entweilen und einweilen, wenn man sie von Weile ableitet? Nichts anders, als (das erste) jemand von seiner Zeit erretten, um seine Zeit bringen, und (das andere) jemand in seine Zeit hinein thun, hineinwickeln, hineinlegen. Man könnte sagen, die Redensart, jemand von seiner Zeit retten, drucke ja eben das Wort desennuyer auf; aber man übereile sich nicht. Man rettet niemand von seiner Zeit, aber wohl von einer Zeit, die ihm lang wird, und diese Schattierung liegt gerade nicht in dem Worte entweilen, mithin kann es gar nicht von der langen Weile gebraucht wer-

den, die man jemand vertreiben will; sondern bloß von seiner Weile, von seiner Zeit, ohne nähere Bestimmung. — Und endlich, wo sind in dem Worte einweilen die Bedeutungen des Wortes *s'ennuyer*? Heißt es nicht auch verdrüsslich, mißvergnügt, übel launig seyn? Nicht zu gedenken, daß das französische Wort als ein Aktivum, ein Reciprokum und zugleich als ein Impersonale gebraucht wird, und in diesen Konjugationen sehr abweichende Bedeutungen hat.

Deßhalb denkt aber auch das gewöhnliche, schon durch den Gebrauch bestätigte Wort, Langeweile, oder besser lange Weile, das französische „ennui“ nicht ganz aus. Was will man damit anfangen bey den französischen Redensarten: *charmer les ennuis*? *adoucir les ennuis*? *Les ennuis de la vieillesse*?

Warum will es aber Herr Campe bey den einmal gangbaren Redensarten, lange Weile machen, lange Weile haben,
nicht

nicht verwenden lassen? Etwas, weil es Drey deutsche Wörter für das französische Einzige sind? Gewiß, dieser Grundsatz könnte zu einer Menge Abgeschmacktheiten und Lächerlichkeiten führen. Unmöglich kann Herr C a m p e glauben, daß Kürze ein mehr wesentlicher Vorzug des Vortrags sey, als Deutlichkeit? Er ist ein zu guter Philosoph, als daß er diesen Gerthum nähren könnte.

Die Uebersetzung von „Lettres de Cachet“ durch „geheime Siegelbriefe,“ scheint mir nicht minder unglücklich, als die vorher vergliederten? Ist nicht jeder versiegelte Brief ein geheimer Brief mit einem Siegel? Wenn ihn jedermann lesen sollte, würde er nicht versiegelt seyn. Ein versiegelter Liebesbrief ist nicht mehr und nicht weniger, ein geheimer Siegelbrief, als eine „Lettre de Cachet.“ Aber welcher Unterschied zwischen beyden! Kurz, „Lettre de Cachet“ ist ein Kunstausdruck und kann und muß, nach meiner Meynung, nicht

übersetzt werden. Sollte man ihn übersetzen, so müßte es in einer langen Umschreibung seyn; jede andre bliebe dem Unwissenden so unverständlich, als das französische Wort selbst. Welcher Laze kann sich etwas bestimmtes dabey denken, wenn man ihm sagt: „Der und der kam, auf einen geheimen Siegelbrief, in die Bastille? Sollte man ihm einmal das Nachfragen ersparen, was eine „Lettre de Cachet“ sey, so müßte man sagen: Der und der kam auf eine, nur im alten Frankreich übliche, von dem König eigenhändig unterschriebene und mit seinem Privat Siegel bedruckte, Ordre in die Bastille. — Dann erst würde der Ununterrichtete wissen, wie es sich verhielte, dann wäre ihm alles deutlich; aber wäre es auch kurz? Man lasse es also bey „Lettre de Cachet,“ und der Ignorant mag fragen, wie er fragen muß, wenn er, zum Beyspiel, wissen will, was eine päpstliche Bulle ist.

Eben so mit dem Worte „*Courrier*,“ das Herr Campe durch Schnell:läufer oder Eilbothe übersetzt. Schnell:läufer dünkt mich positiverlich und falsch zugleich, denn kein Courier läuft zu Fuße von Petersburg nach Berlin, sondern er fährt oder reitet dahin. Das Wort „Eilbothe“ ist besser und wird auch schon ziemlich oft gebraucht; obgleich ich es nur dem Redner, dem Poeten, oder auch dem geschmückten Historiker erlauben würde; im gemeinen Leben, und im leichtern Erzählungsstyl ist es zu geziert. Das einmal aufgenommene Wort „*Courrier*“ hingegen, paßt für jeden Styl, den erhabenern poetischen abgerechnet, mithin hieße auch dieß unsere Sprache ärmer machen, wenn man unbedingdt Eilbothe dafür brauchen wollte.

Eben so verhält es sich mit dem Worte Glaubenswuth für Fanatismus. Diese Uebersetzung schließt nicht alle Bedeutungen des Originals ein. Das französische „*Fanatisme*,“ z. B., drückt nicht bloß die

Hartnäckigkeit und Wuth aus, womit man über Glaubenslehren hält oder sie ausbreitet, sondern auch störriges Anhängen an jede andre Meinung und Ueberzeugung. Man sagt, z. B., seit einiger Zeit sehr häufig: politischer Fanatismus, und dieser Ausdruck ist ohne Tadel; aber wer könnte, ohne innern Widerspruch in der Redensart selbst, sagen: politische Glaubenswuth? Also würde die Einführung des Wortes Glaubenswuth abermals unsre Sprache, insofern sie auf Begriffen ruht, nicht bereichern, sondern ärmern machen. Das Wort altlehrig (anstatt orthodox) das eigentlich recht:lehrig übersetzt seyn sollte, kann hingegen von jeder Art von Lehre gebraucht werden, da es doch, als Surrogat für orthodox, nur immer in Bezug auf Glaubenslehren gebraucht werden muß. Also würde weder altlehrig noch recht:lehrig den wahren Sinn des Wortes orthodox ausdrücken.

Herrn Campens in Vorschlag gebrachte
Wörter —

Dämpfe, anstatt vapeurs,

Zartgefühl, anstatt delicateſſe,

Antliſſeite, anstatt Façade,

Zerrbild, anstatt caricatur,

Prunkverſammlung, anstatt aſſem-
blee u. ſ. w.

— haben alle Fehler der vorhin beleuchteten
und noch weit mehr. Vapeurs mit Dämpfe
zu überſehen, dünkt mir nicht allein poſter-
lich, ſondern auch ganz falſch, weil es einen
Irrthum in Abſicht derjenigen Krankheit ver-
breitet, die man in Frankreich darunter ver-
ſteht. Ich weiß wohl, daß Herr Campe
nicht der einzige Deutſche Schriftſteller iſt
der ſich unter „vapeurs“ die Krankheit der
aufſteigenden Dünſte zu denken ſcheint;
faſt alle ſatyrifche, dramatiſche und romantiſche,
Deutſche Schriftſteller verbinden dieſen fal-
ſchen Begriff damit; aber das kann hier nichts

entschuldigen. Die ältern französischen Aerzte schrieben die Zufälle, die wir jetzt hysterische, melancholische, hypochondrische u. nennen, Dämonen zu, die aus dem Magen und Unterleibe nach dem Kopfe steigen, diesen einnehmen und dadurch jenen Zustand von Wüthmuth, Trägheit, Trübsinn, Abspannung, Unlust u. bewirken sollten; daher die Benennung *vapeurs*; aber die neuern Aerzte messen jene Symptome ganz andern Ursachen bey, und sie finden dieselben unter andern, und hauptsächlich in einem schadhafteu Zustande der Nerven. Man sollte also, wenn man nicht als Arzt schreibt, das Wort „*vapeurs*“ mit *Nervenschwäche* übersetzen; dieß würde der damit zu bezeichnenden Krankheit näher kommen und nicht alte Vorurtheile unterhalten. Unsere oben genannten Schriftsteller brauchen die „*vapeurs*“ gerne, wenn sie eine, in der feinen Welt, oder überhaupt unter galanten und vorurtheilten Weibern sehr geläufige, Krankheit nennen wollen — das Wort *Nervenschwäche* würde ihnen dieselben Dienste thun und

nicht den oben gerügten Irrthum mit sich führen und unterhalten. Vergl. Hn. J. u. f. elands Neueste Annalen der französischen Arzneykunde. 2 Band. S. 291.

Ferner! Wenn ja das Wort *Zartgefühl*, das schon unter uns gebräuchliche und als Bürger aufgenommene Wort, *Delikatesse*, verdrängen sollte: so würde unsere Sprache einen unersetzlichen Verlust leiden. Alle die Begriffe und alle die feinen, zum Theil höchst zarten, Schattirungen derselben, die jedem Manne von mittelmäßiger Bildung bey dem Worte *Delikatesse* verschweben, oder fühlbar werden, und die er wiederum damit angeben kann, gingen sodann verloren; und wir hätten dafür ein Wort, das nicht bloß nur einen einzigen davon ausdrückt, sondern noch überdieß sehr neologisch und sprachwidrig gebildet ist.

Was will Herr *Campe* mit dem armen „*Zart*“ anfangen, wenn von einer *demarche delicate* die Rede ist? Wenn man ihm von

einem vin delicat, von einem mêt delicat, von dem gout delicat eines Mannes erzählt? Wenn man ihn fragt, was eine main delicate, ein ciseau delicat, ein pinceau delicat eines bildenden oder zeichnenden Künstlers ist? Wenn man ihn bittet, die Redensarten enfant delicat, vue delicate zu übersetzen? — Wie hier das „*hart*“ höchst armselig erscheint, so ist das nicht minder der Fall in dessen Zusammensetzung mit Gefühl, wor durch das Wort „*delicatesse*“ ausgedrückt werden soll, welches in jedem obenangeführten Sinne des Wortes „*delicat*“, gebraucht wird. Herr Campe hat vergessen, daß sein Wort „*Sortgefühl*“ nur die Empfindung des Sorten und nicht auch die Eigenschaft des Sorten ausdrückt. Er wird gewiß selbst nicht bey *delicatesse* des traits, *delicatesse* d'une pensée, *delicatesse* d'esprit, *delicatesse* d'une table, *delicatesse* de temperament etc. das Wort „*Sortgefühl*“ brauchen wollen. Wozu nützt es

also, wenn es nicht erschöpfend ist, und wenn es folglich, im Fall der Ausnahme, ein sehr reiches, üppiges Wort verdrängen, und uns dadurch an einem sehr umfassenden Begriffszeichen, und mithin an Begriffen selbst ärmern machen würde. Herr Campe lasse uns also lieber umschreiben, wenn wir die Worte „delicat“ und „delicatesse“ für unrein halten; er lasse uns lieber gelegentlich fünfzig andre Wörter dafür brauchen; er lasse uns lieber, fein, zärtlich, niedlich, schmackhaft, geschmackvoll, leicht, schwierig, bedenklich, töstlich, schwächlich, eigen, schwächling u. für Delikat; und feines Gefühl, Zartheit, Feinheit, Feckenhaftigkeit, Castigkeit, Weichlichkeit, Leichtigkeit, Schonung, Kränklichkeit u. für Delicatesse brauchen, je nachdem der Sinn es verlangt, und der Mann von Geschmack, der zugleich Kenner beider Sprachen ist, es nöthig findet. Unsere Sprache verliert dadurch bey keinem verständigen Manne, gewinnt vielmehr an wahr-

rem Reichthum gegen die Französische, die nur durch ihre Armuth reich wird.

Gegen die Bildung des Worts „Sartgefühl“ selbst, habe ich übrigens eben das einzuwenden, was mit mir wohl jeder Mann, der Geschmack und Sprachkunde besitzt, gegen die Wörter „Hochgefühl“, „Vollkraft“ und ähnliche, einwenden wird. Wenn diese Zusammensetzung deutsch wäre, oder uns als deutsch aufgedrungen werden sollte, wer würde denn nicht eben so gut „Tiefgefühl“, „Niedergefühl“, „Schwachgefühl“ und „Starkkraft“, „Halbkraft“, „Großkraft“, u. sagen können?

Die Wörter Antlitzseite, anstatt Facade, Zerrbild, anstatt Karikatur, gehören mit zu den unglücklichsten Ausgeburten eines ganz unnöthigen Parisismus. Wer sieht nicht, daß es wahre Kunstwörter sind, die nicht übersetzt werden können und müssen. Es ist mir unbegreiflich, wie Herr Campe dieß nicht

hat einsehen wollen, und wie er hierdurch schlechtern Köpfen und unüberlegten Schriftstellern ein böses Beispiel hat geben können. Unter allen Nationen, in allen Sprachen, ist es eine Sitte, die auf guten Gründen beruhet, daß man, wenn man Künste und Erfindungen von einer andern Nation lernt, auch die Original-Benennungen derselben in die Landessprache aufnimmt. Dieß geschieht hauptsächlich der Deutlichkeit wegen, aber auch aus einem Gefühl von Dankbarkeit gegen die erfindende Nation. Die Römer lernten ihre Arzneykunst etc. Philosophie, Schauspielkunst von den Griechen, und sie nahmen fast alle dahin gehörige griechische Wörter in ihre Sprache auf; die neuern Nationen, die jene Künste und andre von den Römern lernten, behielten die dahin gehörigen fremden Ausdrücke bey. Die Franzosen bildeten die Kriegskunst in neuern Zeiten aus, und alle übrige Europäische Nationen nahmen ihre dabey erfundenen Kunstausdrücke in ihre Sprache auf. Eben so mit der Kochkunst, mit der Chirurgie, mit der feinen Bäck-

rey, mit der Mode, mit der Kunst der guten Lebensart u. s. w. Die Engländer, Italiener, Spanier und auch wir Deutsche selbst, gaben fast allen zu jenen Wissenschaften und Künsten gehörigen Wörtern das Bürgerrecht, und nur sehr wenige wurden übersetzt, wenn es ohne Mißverstand und Dunkelheit möglich war. Bey den Italienern blühte die Baukunst, wurden die schönen Künste bearbeitet, und ganz Europa gab, in seinen mannigfachen Sprachen, ihren dahin gehörigen Ausdrücken das Indigenat. Warum wollen wir denn nicht bey dieser alten, sehr vernünftigen Sitte bleiben? Warum wollen wir denn, wie pedantische Sylbenstecher, uns vergebens quälen, in jedes Wort die Beschreibung der Sache zu legen, die es ausdrückt? Wir schämen uns nicht, uns mit den Wissenschaften und überhaupt mit den Begriffen, Ideen und Gefühlen anderer Nationen zu bereichern, und sollten uns schämen, auch die Wörter für dieselben, vor ihnen zu borgen? In der That, das ist nicht weniger wunderlich, als, im entgegen gesetzten Falle,

keine Perücke tragen wollen, bloß, weil man sie nicht mit einem ursprünglich deutschen Worte benennen kann.

Die unseligen Wörter, Antlichseite und Zerrbild, haben, außer ihrer Widrigkeit, auch alle die Fehler, die an den vorigen bemerkt worden sind. „Façade“ druckt, als Kunstwort, einmal ganz bestimmt diejenige Seite eines größern Gebäudes aus, an welcher sich der Haupteingang befindet; also die Vorderseite. Will man einmal ohne Noth übersetzen, so druckt Vorderseite das Wort „Façade“ noch besser aus, als Antlichseite; aber keines von beyden führt darauf, daß es nur von größern Gebäuden gebraucht werden kann. Auch liegt schon, wenn man es ganz genau untersucht, in der Zusammensetzung des Wortes „Antlich“ mit „Seite“ ein Widerspruch. Das Antlich einer Sache schließt die Seiten einer Sache aus; Antlichseite also, druckt nur eine Seite des Antliches aus, eine

weder die rechte oder die linke, giebt mithin gar keinen Sinn, wenn man nicht eines von diesen beyden Adjektiven davor setzt.

Das Wort Zerrbild für Karikatur, ist, außer seiner Unnützigkeit und Widrigkeit, eben so wenig erschöpfend, als Antlitzseite oder Vorderseite; denn man malt und zeichnet nicht bloß Karikaturen, sondern hauer auch dergleichen in Stein, und schnitzt sie von Holz. Ich weiß wohl, daß, nach veraltetem deutschen Sprachgebrauch, jede Darstellung, sie sey in Stein, Holz, oder Elfenbein, ein Bild heißen kann; aber jetzt nennt man nur gezeichnete oder gemalte Darstellungen Bilder, wenn wir auch noch das Wort Wille hauer in unserer Sprache beybehalten haben. Ueberdieß drückt das Wort Karikatur nicht bloß eine verzerrte, sondern jede andre, übertriebene, überladene Darstellung aus; also giebt Zerrbild nur den halben Begriff des Wortes Karikatur an, ist daher auch aus diesem Grunde verwerflich.

Prunkversammlung, ist abermals äußerst pedantisch und eben so wenig erschöpfend, als alle obige zergliederte Uebersetzungen. Pedantisch ist sie deshalb, weil nur ein gemeiner Mensch das Wort brauchen kann, der nie in Assembleen gekommen ist, und deshalb, weil die Leute darin besser gekleidet sind, als er, es sehr einseitig eine Prunkversammlung nennet; Leute, die in Assembleen zu Hause sind, die alle Tage in Umgebungen erscheinen, mit welchen sie in jede Assemblee treten können, würden sich höchst lächerlich machen, wenn sie selbst diese Umgebungen Prunk oder Pracht nennen wollten; Nicht erschöpfend ist diese Uebersetzung deshalb, weil sie kein Mensch, z. B., bey *assemblée nationale*, *assemblée de créanciers*, *assemblée d'un regiment* u. s. w. wird brauchen können und wollen.

Assemblee hat übrigens bey uns schon das Bürgerrecht, wie billig, denn es ist ein Kunstausdruck, so gut als *Galanterie*, *Von*

mot, Konversation, Val, und viele andre, die wir zugleich mit der Wissenschaft des gesellschaftlichen Lebens, von den Franzosen bekommen haben, und die ich eben so wenig übersetzen würde, als Ragout, Trüffesse, Biskuit, Kotelette, Entrecôte, Pas, Menuet, Kavalier, Cavalier, Gourier, Lieutenant, u. s. w. Ich möchte, wenn es der Gebrauch erlaubte, sogar nicht einmal durch die Bank „amour“ mit Liebe übersetzen, aus Gründen, die jedem Manne, der die französischen Sitten kennt, eben so einleuchten werden, als mir selbst. Mir scheint es un widersprechlich, daß der wahre Reichthum einer Sprache nicht in den Wörtern, sondern in den Begriffen liegt, die man damit ausdrücken kann; daß, Wörterbücher einer Sprache versperren, auch die Begriffe, und mithin das Ausbildungsvermögen der Sprechenden beschränken heißt; daß eine Sprache, die nur Originalwörter dulden will, die allerärmste, dunkelste, weit

weitschweifigste und doch einseitigste seyn muß;
und daß endlich Herr Campe, weil er von
einem falschen Gesichtspunkt ausging, viel
mehr Proben gegeben hat, wie unsere Spra-
che ärmer, als wie sie reicher gemacht werden
könnte.

IX.
Bemerkungen
über
deutsche poetische Uebersetzer
und
Uebersetzungen.

(Vergl. Allgem. Deutsche Bibl., Band 108., Seite 440.)

Ein Recensent, der viel Einsicht, Geschmack und Kenntniß des Leserpublikums verräth, sagt, an dem oben bezeichneten Orte, manches Treffende über Deutsche poetische Uebersetzer und Uebersetzungen. Es ist der Allgemeinen Deutschen Bibliothek geglückt, seit ihrer Existenz, so viele nützliche Wahrheiten und Bemerkungen eingänglich zu machen, daß ich hoffe, auch diejenigen, die gedachter Re-

consent über den bemerkten Gegenstand äussert, werden eine gute Stelle finden. Sie sind um desto unparteyischer, da ihr Urheber, obgleich selbst in der Bibliothek zuweilen dagegen gesündigt worden, sie dennoch freymüthig heraus sagt, ohne sich darum zu bekümmern, ob inkonsequente Leute sie nutzen könnten, um, nach denselben, über manche Recension jenes kritischen Werkes den Stab zu brechen. Dieß dürfte vielleicht auch nicht ausbleiben; denn es ist das gewöhnliche Schicksal solcher Institute, daß sie unter den guten und unter den schlechten Schriftstellern eine fast gleiche Anzahl von Feinden haben; unter erstern, weil sie sich nicht sattfam gelobt, unter letztern, weil sie sich unbillig getadelt glauben. Die Schriftsteller sind, im Allgemeinen, wie die Schauspieler; und was Lessing irgendwo in der Dramaturgie über die Eitelkeit und Reizbarkeit der letztern sagt, paßt genau auf die erstern.

Wenn irgend ein kritisches Werk ernsthafte und lächerliche Ansechtungen von guten und

schlechten Schriftstellern auszuhalten gehabt hat, so ist es die Bibliothek. Indessen hat sie sich, überhaupt genommen, immer noch mit viel Anstand und Würde dabey betragen, und nur zuweilen ist ihr ein Zug entwischt, woraus man sah, daß ihre Mitarbeiter — Menschen waren. Ich hoffe, sie wird auch hierin, wie überhaupt in allem, ihren Grundsätzen treu bleiben; wenigstens ist bis jetzt noch nicht bemerkbar, daß sie, mit dem Wechsel des Herausgebers, der Form und des Druckorts, auch ihre alten Statuten gewechselt habe. Vielmehr glaube ich zu bemerken, daß einige Fächer (z. B. das Fach der schönen Wissenschaften, welches man von jeher für ihre schwächere Seite hielt,) jetzt mit mehr Umständlichkeit und weniger Flüchtigkeit bearbeitet werden, als vorher; daß die Freymüthigkeit, die, besonders im theologischen Fache, die letzte Zeit her, etwas zu schlummern schien, wieder erwacht; und daß die Recensenten, im Allgemeinen, wenn sie ehemals schlechte und doch eitle Schriftsteller mit Pein

sehen züchtigten, jetzt mit Scorpionen sie zu züchtigen anfangen. Ich habe gegen diese Manier nichts, wenn sie am rechten Ort angebracht wird. Sie ist zur litterarischen Erziehung und Disciplin unumgänglich nöthig. Doch wünschte ich, daß man diese etwas heroische Kur ausschließend nur für hoffnungslose und doch hartnäckige Bücherschreiber, für Zanastiker in der Theologie, für Empiriker in der Medicin, für aufgeblähte Theoretiker in der Jurisprudenz, für Anekdotenträumer und Romanemacher in der Geschichte, für Sekretaire und Dichter in der Politik, für Fußgänger in der Geographie, für Orthodoxen in der Philosophie; hauptsächlich aber, für litterarische Marktschreyer aller Art, sie mögen sogenannte Lieblingsschriftsteller seyn, oder werden wollen, aufsparen und bey diesen fleißig anwenden möchte.

Der gedachte Recensent hebt folgendergestalt an:

„Man hat den Deutschen oft schon, nicht ohne einen Schein von Recht, vorgeworfen,

„daß sie gegen gewisse literarische Verdienste
 „ungerecht wären, und sich wenig darauf ver-
 „ständen, ihren wahren Werth zu schätzen.
 „Poetische Uebersetzungen von den Meistern
 „werken der Alten und Neuen (Neuern) erzeu-
 „gen bey dem deutschen Publikum immer nur
 „eine sehr geringe Sensation; um sie nur einiz-
 „germaßen bemerken (bemerkbar) zu machen,
 „muß nothwendig der Name des Verfassers
 „die Aufmerksamkeit im (in) voraus auffere-
 „dern. Die Engländer, Franzosen, Italiä-
 „ner und selbst die Spanier haben nicht wenig
 „Uebersetzer, denen sie unter ihren Original-
 „schriftstellern einen ehrenvollen Platz anwei-
 „sen; in Deutschland hingegen wüßten wie
 „niemand, der sich bloß durch poetische Ueber-
 „setzungen einen großen Namen gemacht hätte.
 „Die wenigen deutschen Schriftsteller, die
 „allein, oder doch größtentheils, durch Ueber-
 „setzungen berühmt worden, (geworden) schrei-
 „ben in Prosa.“

Anmerkungen.

Man hat den Deutschen — Werth
zu schätzen.

Der deutschen Nation im Ganzen kann man, ohne die schreyendste Ungerechtigkeit, nicht vorwerfen, daß sie gegen irgend ein literarisches Verdienst ungerecht sey, und wer sie dessen wirklich beschuldigt, kennt sie nicht. Es giebt nichts zwischen Himmel und Erde, zwischen Anno 1. und Anno 1792, was ihr fremd oder gleichgültig wäre, und diese, oft wahl- und geschmacklose, Unerfättlichkeit, wäre ein Punkt, der Tadel verdienen könnte, wenn irgend etwas, das einen Kopf und eine Feder beschäftigt hat, einem Tadel ohne Einschränkung unterworfen werden dürfte. Man frage deutsche Literatoren nach Chinesischen und Holländischen, nach Ostindischen und Russischen, nach Portugiesischen und Nordamerikanischen Gelehrten älterer, mittler, und neuerer Zeiten, und nicht leicht wird eine solche Frage ohne Antwort bleiben. Jeztlich wird man

darin oft mehr Gedächtniß als Beurtheilungskraft, mehr Fleiß als Geschmack, mehr Einseitigkeit als umfassenden Blick finden; aber, man darf sich nur um die Gränzen des menschlichen Geistes ein wenig bekümmert haben, um zu wissen, daß, mehr fordern, als in jenen Stücken die Deutschen geleistet haben und noch leisten, Unmöglichkeiten fordern hiesse. Daß unsre Nation also, jedes literarische Verdienst kennt, ist ausgemacht; ob sie aber ihre dahin gehörige, üppige Gelehrsamkeit zu würdigen, auszuwählen und ins Große zu verarbeiten wisse, ist eine andere Frage. Es müßte erst untersucht werden, aus was für Ursachen, aus was für Bewegungsgründen, sie so unendlich viele literarische Kenntnisse sucht? Ist es, um sie unmittelbar für das Wohl der allgemeinen gelehrten Republik zu verarbeiten? Oder ist es bloß, um gelehrt zu werden, das heißt, um das ungeordnete, zu keinem bestimmten Zweck gefüllte Magazin des Nationalwissens zu bereichern? Ich denke, beides ist der Fall. Man frage einen Literas

ter: Warum opferst du deine besten Kräfte, deine ganze Zeit auf, um, zum Beispiel, einen Arabischen Chronisten zu verstehen, zu übersehen, zu erklären? Er wird antworten: Erstlich, ist mein Chronist eine literarische Merkwürdigkeit und schon deshalb meiner Aufmerksamkeit werth; zweitens, wirft der Inhalt seines Buchs ein Licht auf manche, noch nicht erhellte, chronologische Punkte der Arabischen Geschichte; drittens, finden sich darin Fingerzeige über die Sprache, Sitten, Kenntnisse, Religion und politische Verfassung seiner Nation und der mit ihr zusammenhangenden Völker; viertens, ist er, bis jetzt noch, von keinem Deutschen bearbeitet worden; fünftens, können die Thatfachen und Angaben, die er enthält, von einem Geschichtschreiber, der die Maurische Geschichte insbesondrer und die Weltgeschichte im Allgemeinen bearbeiten will, sehr vorthailhaft genutzt werden u. s. w. Welcher billige Mann wird gegen diese Gründe etwas einwenden, wäre er auch, für seine Person, überzeugt,

daß die an dem Chronisten gerühmten Vorzüge nicht eine Stunde, vielweniger das ganze Leben eines guten Kopfes zu beschäftigen verdienten?

Wenn es deutsche Gelehrte von jeher gab und in Menge noch giebt, die solche Gegenstände zum Ziel ihrer literarischen Laufbahn machten; wenn unsre Nation durch Publikationen dieser Art besonders berühmt geworden ist, und darin allen übrigen den Rang abgelaufen hat: so wollen und müssen wir den gebührenden Werth darauf setzen, und uns gegen jeden Angriff von aussen vertheidigen. Die übrigen europäischen Nationen, die eine Literatur haben, werfen nämlich uns vor, wir besäßen zwar unermeßliche gelehrte Schätze, verständen aber nicht, sie mit Geschmack und mit umfassendem Geiste zu einzelnen, allgemein nützlichen und allgemein gefallenden Kunstwerken zu verarbeiten. — Zugegeben, daß bis jetzt dem so sey. Aber wir, können nicht mit jedem Tage deutsche Geister gebären wer;

den, die diesen Vorwurf niederschlagen? Und bedarf es ihrer überhaupt mehr, als drey oder vier, um unser ganzes Volk auch von dieser Seite auf ewig berühmt zu machen? Wir besitzen, z. B., noch keinen Geschichtschreiber unserer eigenen Nation, der, unter andern, mit einem Hume verglichen werden könnte, und haben doch, mehr als irgend ein anderes Volk in der Welt, in unserer Geschichte geforscht, zusammen getragen, geschrieben und gedenkt. Aber, waren denn die Engländischen Geschichtschreiber auch gleich Anfangs lauter Hume, Robertson, Gibbon? Waren denn die Französischen von Anfang her lauter De Thou, Mably, Barthelemy? Was bedurfte es nicht für Vorarbeiten, selbst unnütze und geschmacklose, ehe solche Köpfe sich über das Chaos ihrer historischen Literatur erhoben und in dieselbe Athem und Geist hauchen konnten! Zugegeben also, daß wir auch, für den tausenden Augenblick, nur immer noch einsammeln; beweist dieß, daß wir nie lernen werden, mit Geschmack anzulegen und auszu-

spenden? Der wahre Geschmack wird immer erst spät unter einer Nation empor kommen, und nicht bloß auf literarischem Wege, durch literarische Mittel, bildet er sich aus; er muß auch in der Politik, in der Moral, in der Erziehung und in dem gesellschaftlichen Leben Beförderungsmittel finden. Man mache das Deutsche Reich zu Einem Staate; man gebe diesem Staat eine einzige Hauptstadt; dieser Hauptstadt einen Hof, der sich der Nachahmung der Nation werth macht; einen Cirkel von Gelehrten und Weltmännern, die durch That und Wort sich Einfluß verschaffen; ein reiches Publikum, das, sey es aus Vernügfierde oder aus Eitelkeit, einen Theil seines Ueberflusses der Literatur und Kunst zufließen läßt; eine Sprache, die auch von andern Nationen gesprochen und verstanden wird — und man dürfte bald sehen, wie wir die Franzosen und Engländer in Sachen des Geschmacks ebenso gewiß einholen würden, als wir sie jetzt schon in der wahren Gelehrsamkeit hinter uns zurück lassen.

(Poetische Uebersetzungen — —
in voraus auffordern.)

Um die geringe Sensation zu erklären, welche poetische Uebersetzungen von antiken und modernen Meisterstücken auf das Deutsche lesende Publikum machen, darf man sich nur erinnern, aus was für Mitgliedern das letztere besteht. Die Majorität desselben bilden junge Leute jeder Art: Referendarien, Sekretaire und Accessisten in den Diskasterien, Kandidaten und jüngere Schul- und andre Lehrer in den Städten, Officiere, Studenten, Kaufleute und ihre Diener, Schüler, junge Künstler, Hofbediente, reputirliche Handwerker und ihre Gesellen. Ferner, junge Landbediente, ältere und jüngere Landprediger, Hofmeister, Amtsleute, Amtschreiber, Förster, Pächter &c. Der weibliche Theil dieser Majorität hebt, in großen Städten, von den Frauen und Töchtern der bürgerlichen Staatsbeamten mittlern Ranges, der Banquiers, der Kaufleute, der Armern verheiratheten Militärpersonen, der Professoren und Schulleute an, und schließt sich mit

den Schuhmacherinnen, den Kammerjungfern und den Töchtern der feinem Handwerker. Zu diesen schlagen sich die Frauen und Töchter aller obengenannten Landbewohner, die verheirathet sind, im Fall sie die Lektüre lieben. Die Minorität des Publikums wird von einzelnen Ministern, höhern Militairpersonen, höhern Civilbeamten, vorwestlichen und guten Schriftstellern, Professoren unter fünfzig Jahren, minder einseitigen ältern Schulleuten, Akademikern, aufgeklärten und fleißigen Stadtpredigern, Rentnieren, und einer sehr geringen Anzahl von Weibern besseren Standes und feinerer Erziehung gebildet. Jene Majorität verschlingt das sogenannte gemeine Messgut, besonders Romane, Trauer- Schaus- und Lustspiele, Journale, Pamphlets, flache Geschichtsbücher, Gedichte ohne Auswahl, Bücher gegen Religion, gegen gute Sitten, Predigtbücher, Handbücher für Ungelehrte, Volkschriften, Reisebeschreibungen aller Art, ökonomische Schriften, und höchstens noch populaire philosophische Werke; alles übrige,

was an Werken der wahren Gelehrsamkeit in jedem Fache herauskömmt, bleibt in dem kleinen Cirkel der Minorität und deren einzelnen Klassen; auch Werke des feineren Geschmacks aller Art, bleiben, fast ausschließlich, in diesem Kreise, werden wohl von der Majorität auch gelesen, aber selten gekauft, und nur aus Nachbeterey und, um gelegentlich davon mit sprechen zu können, flüchtig durchlaufen. Die Minorität möchte sich zur Majorität ungefähr wie Eins zu Zweyhundert verhalten; und eigentliche Gelehrte finden wohl kaum unter zweyhundert lesenden Deutschen Einen, der ihre Werke kennt. Die Fürsten, Minister und Hofleute, so wie der privatistirende, höhere Adel in den Städten und auf dem Lande, sollten wohl auch, in Lesereyen, die zur Philosophie des Lebens, der Politik, der Moral, der Dichtkunst u. gehören, der Minorität zugerechnet werden; aber jederman weiß, wie einzeln solche Veyspiele sind und wie sehr man in jenen Regionen der Französischen,

Italienischen und, seit einiger Zeit, auch der Engländischen Literatur anhängt.

Schon aus dieser Skizze, die ich nicht für ganz genau ausgeben, die aber so lange als genau gelten mag, bis sie ein Anderer besser wird abfassen können, läßt sich ermessen, in welche Cirkel des Publikums poetische Uebersetzungen alter und neuerer Klassiker kommen können. Unter der Majorität sind viele Individuen, die wohl wissen, was ein Klassiker ist, und die deßhalb allenfalls eine Uebersetzung desselben lesen; aber, ohne fähig zu seyn, sie reiflich zu beurtheilen und den ganzen Genuß daraus zu ziehen, der ihnen, bey mehr Geschmack und Kenntnissen, daraus erwachsen müßte. Die übrigen Mitglieder der Majorität werden (wie der Recensent bemerkt) nur durch Namen zu Werken dieser Art angelockt, und die vortreflichste Uebersetzung des vortreflichsten ältern oder neuern Dichters bleibt von ihnen ungekannt und ungelesen, wenn sie den Namen ihres Verfassers nicht schon vor Büchern,

Büchern, die für ihre Fassungskraft sind, gefunden haben. Sie schließen ungefähr so: Wieland hat Bücher geschrieben, welche uns, die fatalen, kopfbrechenden Anspielungen bey Seite gesetzt, die Zeit herrlich vertrieben; jetzt hat er einen gewissen Horaz und Lucian verdeutscht, die nicht weniger unterhaltend seyn werden, als seine Märchen. — Man kauft oder leihet also diesen Horaz und Lucian, und findet sich gewaltig betrogen, willgäb aber doch beyde hinunter, in der Ueberezeugung, daß sie ganz köstlich amüsieren, weil sie von Wieland sind. Man liebt sie aber gewiß nicht zum zweytenmal, empfiehlt sie auch Andern nicht mit der Wärme, wie man den mittelmaßigsten Roman empfiehlt. Und so in allen ähnlichen Fällen. Daß es sich so verhalte, könnte uns der Verleger der Wielandischen Schriften aus seinen Büchern beurfunden, in welchen es sich finden muß, daß wenn er von den Gedichten und Romanen dieses Mannes Tausende absetze, er nur Hunderte von seinen eben genannten Uebersetzungen an Mann brachte.

Wielands Gehspiel scheint mir hier das be-
weisendste, weil er unter allen deutschen Schrift-
stellern das größte Publikum hat und von der
Majorität eben so gern gelesen wird, als von
der Minorität, wenn auch der beträchtlichere
Theil der erstern, ihn nur theilweise versteht
und genießt. Als Uebersetzer wird er unstrei-
tig von der ganzen Minorität gelesen und ge-
noessen. Diese aber macht, bey ihrer gerin-
gen Anzahl, kein großes Geräusch, und man
kann ihn als Schriftsteller lange gefallen ha-
ben, ehe man es erfährt. Die Ertrasen, in
welche die Majorität geräth, sind ihr feinde,
und sie ist nüchterner und kälter, weil sie mehr
weiß, mehr gelesen hat, mehr fordert und des-
halb sparsamer lebt. Außer Wielands
obenerwähnten Uebersetzungen, werden gewiß
auch ähnliche gute Produkte Anderer, von ihr
gekannt und nach Verdienst geschätzt; aber sie
ist nicht zahlreich genug, um es durch einen
großen Ankauf derselben zu verlaublichen, was
doch bey uns fast das einzige Mittel bleibt,
dem Autor zu zeigen, woran er mit seinem

Duße ist. Bey ihr also können Werke eine große Sensation gemacht haben, von deren Existenz und Werth die Majorität kaum etwas erfahren hat. Es kommt nun darauf an ob man die Majorität oder die Minorität für das Publikum in Deutschland halten will. Wenigstens ist es diese, die über Leben und Tod eines Schriftstellers in der letzten Instanz entscheiden muß, und es auch in der That, immer noch gethan hat. Wie viele Götzen der Majorität sind von ihr umgeworfen, wie viele wackeln schon, und von wie vielen andern nimmt sie gar keine Notiz!

Die Engländer — — schrieben in Prosa.

Alles, was der Recensent hier sagt, ist, meines Dafürhaltens, bis auf die Spitze wahr. Die genannten Nationen haben Uebersetzer poetischer Werke unter ihre Original: Schriftsteller aufgenommen und ihnen, als solchen, Eig und Stimme gegeben. Der Grund das von lag offenbar in der Güte ihrer Arbeiten

und nicht bloß darin, daß jene Nationen hietz über anders dachten, als wir. Ich meyne, wenn Wieland nie etwas anders geschrieben hätte, als seinen übersehten Horaz, er würde darum doch einen hohen Rang unter unsern vortreflichern Schriftstellern bekommen haben. Eben so Herr Voß, wenn er nur seine Odysee und Herr Götter, wenn er nur seine Metope und Iapre herausgegeben hätte. Hieraus wird klar, daß, wenn wir bis jetzt noch nicht bloße poetische Uebersetzer zu unsern Originalschriftstellern zählen, es daher kommt, weil, einerseits, die Uebersetzer dieser Art, die dieser Ehre sich unter uns werth machten, schon vorher als Originalschriftsteller berühmt oder bekannt waren, und weil, andererseits, solche Schriftsteller, die sich in dieser Laufbahn zeigten, noch keine Werke hervorgebracht haben, die ganz die Bedingungen erfüllten, unter welchen sie zu jener Ehre hätten gelangen können. Ich, für mein Theil, trage nicht das mindeste Bedenken z. B., den neuesten Uebersetzer des besreyeten Jo

rusalems, Herrn Ranfo, unsern bes-
seren Epischen Dichtern, Alvinger, von
Nicolay und dem Verfasser des Alfonso
an die Seite zu setzen, und ihm, in manchen
Dingen, noch den Vorzug vor diesen zu
erkennen. Vielleicht bestätigt die Minorität
des deutschen Publikums mein Urtheil, wenig-
stens kann Herr M. gewiß sehn, dieser zu ge-
fallen, wenn er auch von der Majorität sehr
sparsam gelesen werden sollte.

Es ist wahr, was der Recensent sagt, daß
bis jetzt nur prosaische Uebersetzer, und zwar
wenige, in unserer Literatur berühmt oder be-
kannt geworden sind. Unter diesen ist Brode
bis jetzt noch der einzige geblieben, den man
durchgängig unsern besten Originalschriftstellern
zuzählt; die übrigen 3. B., die Herren Wyl-
lius, Vertuch, Eschenburg, Heß,
Jünger, und ein, noch ganz neuerlich als
Uebersetzer erstandener, junger Mann, Na-
mens Schah, haben ihn noch nicht erreicht,
dürften aber mit der Zeit (wenigstens könn-

ten es zwey oder drey darunter) ihn vielleicht erreichen.

„Gleichwohl würde man der Nation zu viel
 „thun (fährt der Recensent fort) wenn man
 „den Grund dieser Erscheinung in dem Kalte
 „sinn oder gar in einer Unfähigkeit derselben,
 „Verdienste dieser Art zu schätzen, suchen woll-
 „te. Gewiß liegt eine Hauptursache davon
 „in der Beschaffenheit der Versuche selbst, die
 „man bis jetzt unter uns gemacht hat. Nur
 „wenige verdienten ein besseres Schicksal als
 „sie erhielten. (hatten.) Zwar waren die Ver-
 „fasser nicht immer schlechte oder gemeine Köp-
 „fe, allein die Art und Weise, wie sie bey
 „ihren Arbeiten zu Werke gingen, die un-
 „nötigen Zerseln, die sie sich anlegten, die
 „ängstliche Treue, die sie unmöglich anders,
 „als mit Aufopferung wesentlicher Schönhei-
 „ten, erreichen konnten, mußte ihnen in den
 „meisten Fällen, die Früchte ihrer Bemühun-
 „gen gänzlich rauben.“

Anmerkungen.

Gleichwohl würde — — suchen
wollte.

Was ich in der vorlehten Anmerkung gesagt habe, kann vielleicht beweisen, daß die deutsche Nation im Ganzen, an jener Erscheinung allerdings nicht schuld ist. Der erlesene Theil derselben, ist weder kalt sinnig gegen gute poetische Uebersetzungen, noch unfähig sie zu beurtheilen. Der große Haufe, der hinter jenem engern Ausschusse zu weit zurück bleibt, muß diesen Vorwurf tragen. Da er es ist, der einem Buche den größten Absatz verschaffen und der durch seinen Beyfall Geräusch machen kann, so muß es wohl scheinen, als ob Werke jener Art von dem deutschen Publikum überhaupt, nicht geschätzt würden, wenn Er sie nicht kauft und lies't. Daß er aber, bey der jetzigen Beschaffenheit seiner Mitglieder, das Organ der Deutschen Nation nicht seyn könne, scheint mir unwidersprechlich, wenn man ihm auch die Eigenschaft einer Pflanzschule für die

größtenteils und geschmackvollere Majorität billig zugesprochen muß.

Gewiß liegt — — gänzlich
rauben.

Wie treffend das sey, was der Recensent hier sagt, können vielleicht folgende Bemerkungen ins Licht setzen, die nur eine Erweiterung und Anwendung seiner Worte enthalten werden. Allerdings liegt ein großer Theil der Schuld an den Versuchen selbst, die in diesem Felde unserer Literatur gemacht worden sind. Ihre Urheber konnten oder wollten nicht den eigentlichen Gesichtspunkt fassen, von welchem sie hätten ausgehen sollen. Mich dünkt, sie hätten sich folgende Fragen vorlegen, und nach den Resultaten derselben ihre Arbeit aufnehmen sollen:

Erstlich. Für Wen will ich einen gegebenen klassischen Poeten übersetzen?

Antwort. Ganz natürlich für meine Landsleute, wo möglich aller Klassen. Ich übersehe ihn nicht ausschließend für Universitäts- und Schullehrer; denn diese kennen und verstehen das Original, welches durch den Apoll selbst nicht deutsch so gekleidet werden könnte, daß es, nach allen gelehrten Details, sie befriedigte. Ich übersehe ihn nicht für Schüler ausschließend, daß sie daraus den Aus-
 ter wörtlich verstehen und überlegen lernen sollen. Es ist unter mir, ihnen eine sogenannte Eselsbrücke zu bauen. Daraus folgt, daß meine Uebersetzung weder das Werk eines Grammatikers noch eines Sklaven der Buchstaben seyn darf.

Zweytens. Was bleibt mir also für ein Publikum übrig, wenn ich nicht bloß für die bezeichneten beyden Klassen desselben übersehe; und, Was und Wie muß ich demnach für jenes übersezen, wenn ich

ihm bekannt, unterhaltend und nützlich werden will?

Antwort. Für das sogenannte große Publikum muß ich arbeiten. Und dieß fordert, seiner Natur nach, folgendes: einen Autor, der fähig ist, durch Gegenstand und Behandlung anzuziehen; der die Einbildungskraft durch allgemeinfäßliche Gemälde, und den Verstand, durch eine einschmeichelnde, populäre Philosophie und Moral fesselt und beschäftigt. Da es der Geist dieses Publikums ist, sich mehr durch leichte Unterhaltung belehren, als durch schwerfällige Belehrung unterhalten zu lassen: so darf ich ihm nicht mit einem Autor kommen, der viele gelehrte Vorkenntnisse erfordert und einen Gegenstand behandelt, welcher den gegenwärtigen Zeiten, Sitten, Begriffen, und Gefühlen ganz fremd ist. Ich kann eben so wenig erwarten, daß es den Hesiod und Aristophanes durchaus schmackhaft und unterhaltend finde, als Virgils Landbau und Ovids Bücher für

Trautige. Bey ihm hilft es mir nicht, wenn ich sage und beweise, daß diese Autoren klassisch, daß ihre Werke köstliche Uebersetzsel des Alterthums und von den Griechen und Römern eben so gern gelesen worden sind, als wir Deutsche unsere vorzüglichen Dichter lesen. Alles, was ich erwarten kann, ist, daß man einzelne Gemälde und Scenen der genannten Schriftsteller aus sucht und sie liest. Alles übrige geht verloren.

Ich muß also einen Autor und solche seiner Werke wählen, welche die vorhin angegebenen Bedingnisse erfüllen, z. B., Homers Iliade, und Odyssee, Virgils Aeneide, Ovids Metamorphosen. Da aber das bezeichnete Publikum hauptsächlich nur auf den Inhalt und Geist dieser Werke sieht, in sofern es angenehme Belehrung oder auch wohl gar nur Zeitvertreib darinn sucht, so ergibt sich die Vorschrift von selbst wie ich mich als Uebersetzer zu benehmen habe. Ich darf mir demnach nicht beygehen lassen, solche Werke

in einer diesem Publikum fremden Manier und ungewöhnlichen Sprache, Wort für Wort, Vers für Vers, demselben vorzulegen, und dem Idioten meiner Muttersprache Gewalt anzuthun, um sie jenen alten und ausländischen Formen anzuschließen. So wie dies Publikum fremde Gegenstände nicht mag, die tiefe Kenntnisse erfordern, so mag es auch keine Sprache; keinen Versbau; der ihm ungeläufig ist. Folglich muß ich meinem Alten diejenige Sprache in den Mund legen, die er sprechen würde, wenn er gegenwärtig unter uns dächte, und ihn so versifizieren lassen, wie unsre neuere, deutsche Lieblingsdichter, versifizieren. Mein übersetzter Homer oder Aeneas muß also, wo möglich, in eben so guten und ganz deutschen Hexametern geschrieben seyn, als Klopstocks Messias; und mein Ovid, dessen Metamorphosen diese, im Deutschen schwerfälligere, Bergart als im Lateinischen, nicht wohl vertragen, muß in eben so guten Stanzzen, wie sie einige neuere deutsche Dichter machen, oder in einer eben so guten

freyen Versart deutsch zurückgegeben werden, wie sie unter andern, im Neuen Amadis gefunden wird. Daraus wird klar, daß ich bey meiner Unternehmung hauptsächlich mit dem Geiste meines Autors zu thun habe, und nicht mit seiner Hülle; und, wenn ich es recht überlege, so ist jener freylich die Hauptsache, und das große Publikum hat so unrecht nicht. Da ich also für dieses, und nicht für Commentatoren, Grammatiker, Antiquare, Literatoren, Professoren und Schüler allein schreibe, auch unmöglich befriedigend schreiben kann, so ist es meine unnachlässliche Pflicht, wenn ich consequent seyn will, nach solchen Grundsätzen zu arbeiten, die jenem ein Genüge leisten, wenn sie auch von diesen verworfen würden.

Freylich darf ich darum noch nicht hoffen, meine Uebersetzung bey dem ganzen deutschen lesenden Publikum eingänglich zu machen. Nur den gebildetsten Theil der Majorität werte ich zum Käufer und Leser haben; der ungebildete wird immer noch, wenn ich auch

alle, mir vorhin aufgelegte, Bedingungen erfüllen, sehr kalt gegen mein Werk bleiben. Das liegt aber dann nicht an mir, sondern an dem Gegenstande meiner Uebersetzung, der dem Letztern, trotz allen meinen Bemühungen, ihm denselben zu nähern, zu entfernt und fremdartig bleiben muß. Diesen Theil der Majorität, und er dürfte leicht der zahlreichere seyn, muß ich also ganz aufgeben. Ich sehe aber wohl, daß ich nichts dabey verliere, und daß mein übersehener Dichter unendlich gewinnt. Denn er hätte travestiert werden müssen, um in dieser Sphäre zu gefallen und Wem hätte er dann gefallen?

Anstatt dieses rohern Theiles der deutschen Nation, gewinne ich aber, wenn ich den oben angegebenen, und noch andern Uebersetzungsregeln ganz genüge, einen andern Theil, der mir, ohne alle Vergleichung, schätzbarer seyn muß: ich meine die Minorität. Diese besteht aus den geschmackvollsten Männern der Nation, denen es, da sie sachgelehrt und nicht

bloß wortgelehrt sind, nie einfällt, mir Bild
 für Bild, Vers für Vers, Wort für Wort
 nachzuzählen. Diese Dinge sind für sie nicht
 wesentlich, aber, wenn sie mir dieselben schen-
 ken, so thun sie dafür andre Forderungen, die
 schwerer zu befriedigen sind, als der verdrieß-
 lichste Eigensinn des gelehrtesten Silberman-
 ners. Ich muß das schreckliche Wort herank-
 sagen — sie verlangen Genie! Ihnen ist es
 nicht genug, daß ich ein vortrefflicher Grieche
 und Lateiner bin, daß ich alle, in meinem Ori-
 ginal vorkommende, historische, mythologische,
 politische und sittliche, Züge fühle und ver-
 stehe, sondern sie wollen noch, daß ich mit mei-
 nem Dichter, von einem nicht schlechtern Geist,
 als er selbst, getrieben, Hand in Hand gehe
 und bey meiner Uebersetzung mich eben so be-
 geistert, eben so im Besitz aller Gaben der
 Musen fühle, wie er selbst; sie verlangen,
 daß ich meine Muttersprache eben so gut ver-
 stehe, als er die seinige; daß ich das Mecha-
 nische der Dichtkunst eben so in meiner Ge-
 walt habe, als er selbst es hatte; daß ich den

Geist und Geschmack meiner Zeiten eben so kenne, und dem gemäß ein Werk hervorbringe, welches, in seiner Art, eben so vorzüglich ist, als das seinige in dem Zeitalter wo er lebte, und unter Menschen war, die denjenigen Grad von Geschmack besaßen, den er eben sowohl zu befriedigen, als zu verfeinern und zu erhöhen hatte. Um dies Ziel zu erreichen, muß ich weder der Sklav seiner Worte, seiner Bilder, seiner Vorstellungen, noch seines gegen unsere Kultur verglichen, rohern Geschmacks bleiben; ich muß nicht bloß befugt, sondern es muß meine Pflicht seyn, alles, was der menschliche Geist im Fache der Dichtkunst, seit zwey oder dreytausend Jahren gewonnen hat, mit Auswahl und weiser Anwendung, zur Verfeinerung und Verschönerung meines Originals zu nutzen, aber immer so, daß meine Manier und Sprache den Ansirich eines veredelten Alterthums behalte, und eben so weit von dem Toilettenton, als von der Meisterfängersprache, entfernt bleibe; kurz, ich darf, wenn ich, z. B., die *Iliade* übersetzen will, nicht,

wie

wie Stolberg, mit einem Gemisch von höchst modernen und Hans: Sächsischen Wörtern und Wendungen, und nicht, wie Bürger in seiner ersten jambischen Verdeutschung, mit einem unbehülflichen, veralteten, ober- und niedersächsischen Sprachkolorit auftreten. Wenn ich diese Regeln befolgen will, so darf ich freylich kein Schüler, sondern ich muß ein großer Meister seyn, und wenn ich sie, ihrer ganzen Strenge nach, zu einem Meisterwerke nuge und dieß wirklich hervorbringe, so werden freylich eine Menge Rhetoren und Konrektoren verzweifeln wollen, aber ein Heyne, ein Wieland, an der Spitze des Ausschusses der Nation, werden mich unbedingt zum deutschen Homer oder Virgil krönen.

Wenn ein deutscher Uebersetzer sich so fragt und seine Fragen so beantwortet, und demgemäß sein Werk unternimmt, so muß er, dünkt mich, ein schönes Kunstwerk hervorbringen. Wenige Uebersetzer unter uns haben bey ihren

Arbeiten diesen Gesichtspunkt und diese Grundsätze gehabt, und daher sind die vielen verunglückten Unternehmungen dieser Art entstanden. Ich bekenne, diese Regeln sind äußerst schwer zu befolgen; aber, wer hat auch je behaupten mögen, daß eine gute poetische Uebersetzung eines guten alten oder neuern Dichters leicht sey? Wer die Talente hat, einen solchen Schriftsteller nach solchen Regeln zu übersetzen, wird weit leichter noch, ein eigenes, eben so treffliches, Gedicht hervorzubringen, als das zu übersetzende in seiner Art ist.

Der Popen'schen Nachbildung des Homer ist viel Böses nachgesagt worden, aber man sieht leicht, wer die Tadler waren. Nur solche Gelehrte, für welche jede Uebersetzung eine undankbare Arbeit ist. Diejenigen Klassen, für welche Pope seine Arbeit berechnet hatte, lesen bis diese Stunde noch keine andre Uebersetzung, obgleich man ein paar andre hat, die ungleich treuer und richtiger sind, als die seinige, aber dafür auch ungleich höh-

zerner, unverständlicher, geistloser. Welcher Engländer von Geschmack wird sich überwinden können, von der neuesten Cowperschen Uebersetzung des Homer, auch nur Einen Gesang ununterbrochen zu lesen, während er die Popensche mit wahrem Genusse von Anfang bis zu Ende liest? Ein Englischer Kunstschreiter, der sich als Mann von Geschmack und zugleich als gelehrter Kenner des Homer charakterisiert, macht, bey Gelegenheit jener Cowperschen Uebersetzung, einige Bemerkungen, die mir so aus dem Herzen geschrieben sind, und die auf jede andre Uebersetzung eines Poeten so sehr passen, daß ich mich nicht entbrechen kann, sie, als den Ausdruck meiner eigenen Ueberzeugung und Grundsätze, hier abzu- schreiben: We never could conceive, that a close translation of Homer would do justice to the original, satisfy the classical reader, or give the unlearned one a competent idea of its genuine poetical merit. The idioms of a dead and modern language vary so much, that any literal

version of a classic Bard, instead of displaying the spirit and meaning of the original, will frequently exhibit the appearance of an intended burlesque. Let any person try the experiment on an ode of Pindar or Horace, and he will be thoroughly convinced of the veracity of our assertion. Too strict an adherence to the original composition will produce the same effect as an ill constructed mirror does on the human face: the same features will be reflected, but enlarged, diminished, or distorted.

Critical Review, March, 1792.

Noch vergleiche man, was Wieland im E. W. 1790, No. 6, 200 — 209. sagt. Man wird finden daß er mit dem engländischn Kunsttrichter ganz eintg ist.

„Daß sie aber (schließt der Recensent) dies Aßen Weg, der so weit von Ziel abführt, ein-

„schungen, daran sind, die Wahrheit zu gestehen,
 „unsre Kunsttrichter, deren Einfluß bekanntlich
 „auf das Urtheil des Publikums sehr groß ist,
 „nicht wenig Schuld. Sie spannen die Forderungen
 „in vielen Punkten so hoch, sie sind
 „in unbedeutenden Dingen oft so unerbittlich
 „streng, in andern, viel wichtigern, so un-
 „geißlich nachsichtig; fast immer zeigen sie mehr
 „das Bestreben, ihre Gelehrsamkeit und Sprache
 „kenntniß auszulegen, und die unvermeidlichen
 „Mängel aufzudecken, als dem Verdienste be-
 „stiegtter Schwierigkeiten zu huldigen. Der
 „Geist und die Manier des Originals sey
 „im Ganzen noch so gut gefaßt, die Versifi-
 „cation wohlklingend, die Sprache schön und
 „gewählt; hat der Uebersetzer hier und da einen
 „Gedanken, einen Nebenzug ausgelassen, ein
 „Bild, eine Wendung verändert u. s. w. so
 „hält man ihm mit einer strengen Miene das
 „Original vor, und rechnet ihm oft selbst das
 „zum Verbrechen an, wofür er das Lob eines
 „seinen Geschmacks und einer richtigen Beur-
 „theilungskraft verdient hätte. Kein Wun-

„der daher, daß sich so selten ein Mann von
 „Talenten solchen Arbeiten unterzieht, oder,
 „daß er sich so oft, nach kaum betretener Lauf-
 „bahn, wieder zurückschrecken läßt.“ —

Daß sie aber — — nicht wenig
 Schuld.

Es ist gewiß, daß unsre Kunstrichter (d. i. diejenigen, welche sich in den zwey oder drey angesehensten deutschen kritischen Werken vernehmen lassen) nicht wenig dazu beitragen, jene falschen Uebersetzungs-Regeln bey uns im Schwange zu erhalten: Dieß ist auch kein Wunder. Mehrentheils wählen die Herausgeber solcher Blätter, Recensenten für dieses Fach, die ihnen als gelehrte Humanisten bekannt sind. Diese werden allerdings trefflich zu beurtheilen wissen, ob der Uebersetzer sein Original verstanden, ob er die besten Lesarten benutzet, ob er die politischen, historischen, und moralischen Züge gefaßt hat, die in dem alten Autor vorkommen; aber damit ist es nicht genug; sie sollten auch ihre eigene Sprache ver-

sehen und eifrig darüber wachen, daß man ihr keine Gewalt anthue; sie sollten willig genug seyn, an ihrem alten Lieblinge manche Worte, Bilder und Tiraden entweder ganz fallen zu lassen, oder zu erlauben, daß man sie, wie es der Genius unserer Sprache, unserer Zeiten und unseres Geschmacks erfordert, mit kluger Auswahl veränderte, versleinerte, abkürzte; sie sollten mit dem Wesen der deutschen neuern Dichtkunst, ihrem Innern und Aeußern nach, bekannt genug seyn, um genau beurtheilen zu können, wie fähig oder unfähig sie bleibe, die lateinische oder griechische zu erreichen oder zu übertreffen; kurz, sie sollten Männer von umfassendem, und nicht einseitigem Geschmaack, und eben so weit entfernt seyn, Worte zu bekriecheln, als Travestirungen zu billigen. Ich gestehe, daß mir für dieses Fach Weltleute als Kunstrichter (wenn sie sich dazu hergeben wollten) lieber wären, als Lehrer auf Universitäten und Schulen, denn es ist fast nicht zu vermeiden, daß selbst die besten Köpfe aus dieser Sphäre einseitig wer-

den. Wir haben nicht lauter Heynen und Schätze, die vor dieser Klippe vorbeizustreichen stark genug sind; und doch glaube ich, können nur Männer dieser Art solche Werke der Kunst, von denen bisher die Rede gewesen ist, so beurtheilen, daß sie den Originalen nichts wesentliches vergeben oder aufdringen lassen, aber auch nicht zu ängstlich und unerbittlich, kleine Veränderungen ihres Nebenputzes vorschlagen. Der Kunstrichter, welcher, in der Neuen Bibl. der schönen Wissenschaften, Virgils Landbau, von Hrn. Wosß übersetzt, beurtheilt hat, scheint mir ebenfalls alle die Eigenschaften zu besitzen, und alle die Grundsätze zu haben, die zu der Beurtheilung von Werken dieser Art erfordert werden; eben so der Recensent desselben Werkes in der Literatur-Zeitung; nur daß dieser seine Meinung weniger offen sagt, und die Grundfehler jener Uebersetzung weniger nachdrücklich rügt, als der erste, vielleicht bloß darum, weil ihm die, in der That unermüdliche, Geduld dieses Gelehrten und der

unverkennbare Fleiß desselben, zu lebhaft vor-
 schwebten und ihn zur Nachsicht stimmten.
 Ich gestehe aber, daß gerade diese letztern
 Umstände mich über Herrn Bessens Arbeit des-
 to unzufriedener machen, da dieser Gelehrte,
 wenn er von passenderm Grundsätzen bey ders-
 selben ausgegangen, wenn er seinem natürlichen
 guten Geschmacke mehr gefolgt wäre, mit eben
 so viel Aufwand von Geduld und Fleiß ein
 Werk hervorgebracht haben würde, das in der
 Deutschen Literatur eben so vorzüglich gewor-
 den wäre, als sein Original in der römischen.
 Nicht es ihm doch, zu seinem eigenen, des
 gebildeten Publikums und des guten Ge-
 schmacks Besten, gefallen, bey seiner neuen
 Uebersetzung der Iliade, nicht auf seine Ge-
 lehrsamkeit als Grammatiker, sondern auf sein
 Genie als Dichter, zu hören und solchergestalt
 ein Klassisches Werk hervor zu bringen, das
 die Lunde wieder gut machte, die er durch je-
 nes am Virgil, an der deutschen Sprache,
 an dem guten Geschmack und an sich selbst be-
 gangen hat. In gleichem Fall ist K a m l e r mit

seinem übersehten Martial. Ich gestehe freymüthig, daß ich über einige Sinnsgedichte hätte schreiben mögen, was Menage auf den Titel von Marolles Uebersetzung eben dieses Satyrikers schrieb: *Epigrammes contre Martial*.

Sie spannen — — zurückschrecken läßt.

Zu diesen Worten des Recensenten, die so treffend sind, habe ich nichts weiter hinzu zu setzen, als: daß alle seine Kollegen sie wohl beherzigen und dadurch auch ihrerseits den Anbau eines Feldes erleichtern und befördern möchten, das bisher für unsre Literatur noch so unfruchtbar geblieben ist, obgleich einige unserer besten Köpfe sich desselben angenommen haben.

X.

General Dümourier in Paris.

(Vergl. Hamb. Correspond. 1793, No. 170 und 171.)

Nicht leicht sind über einen berühmten Mann neuerer Zeiten so ungleichartige Urtheile gefällt worden, als über den General Dümourier. Als Kriegeminister schien er der einen Parthey ein fanatischer Sprudelkopf; der andern ein äußerst thätiger und entschlossener Mann; der dritten ein Ignorant in Staatsgeschäften. Als General hielt ihn die eine für einen Modemont, die andre für einen wahren Helden, die dritte für einen Anfänger. Ueber seinen moralischen Charakter schienen alle drey einverstanden, seitdem sie die Details von seinem letzten Aufenthalt zu Paris in den öf-

feutlichen Blättern gelesen hatten. — Nur in der Bezeichnung desselben gingen sie von einander ab. Die erste nannte ihn einen „Crapuleux,“ die andre einen Alcibiades, die dritte einen „Libertin“. Man sieht wohl, daß diese Bezeichnungen, dem Grunde nach, Synonymen sind, wenn man es unparteyisch untersucht. Ein jeder nennt Dinge dieser Art, wie Leidenschaft, oder eigner Hang und Geschmack, sie tauft.

Einer meiner Freunde, den man schon hat kennen lernen, kam heute wieder zu mir. Ich las einige Bewegung in seinem Gesichte.

Ich. Was fehlt Ihnen? Nicht gut geschlafen?

Er. Ich bin noch zu jung, als daß mich ein bißchen Schlaf weniger, aufbringen könnte.

Ich. Sie sind also aufgebracht?

Er. An dem Ton Ihrer Frage merk' ich schon, daß Sie sich wenig für meinen Unwillen interessieren werden.

Ich. Für ihren Unwillen freylich nicht, aber vielleicht für Ihre Ursachen dazu. Darf ich sie wissen?

Er. Ich ärgre mich über unser kleines städtisches Publikum.

Ich. Wie so?

Er. Man ist allgemein über den armen Dämonier her, weil er, in dieser Zeit der Noth, bey Komödianten gegessen und vielleicht bey einer hübschen Fille d'Opera geschlafen hat.

Ich. Und was schließt man aus diesen ärgerlichen Angaben?

Er. Daß er ein liederlicher Mensch ist und kein Vertrauen verdient.

Ich. Der Arme! Und Sie Armer!

Er. (lächelnd) Warum diese Apostrophe an mich?

Ich. Weil ich vermuthe, Sie fühlen sich selbst in dem armen Dämonen angegriffen!

Er. (wie oben) Wissen Sie, daß das bösehaft ist?

Ich. Kann seyn! Aber auch wahr?

Er. (wie vorher) Nun gut, ich bin in Paris auch mit Komödianten umgegangen und habe —

Ich. Geschlafen? Bey wem?

Er. Bey Akteurs nicht, versteht sich!

Ich. Aber vielleicht bey einem Wesen, das Akteur und Aktrice zugleich war? Haben Sie Mlle. Raucourt gekannt?

Er. O ja! Aber sie war schon im alten Register.

Ich. Als Mann, oder als Frau?

Er. Als beydes! Sie scheinen über sie gut unterrichtet.

Ich. Allerdings, aber nur theoretisch.

Er. Wissen Sie das berühmte Couplet auf sie, das hieher gehört.

Ich. Kein Couplet, aber ein sehr naïves bon-mot, von der eben so samosen Arnour.

Er. Die war schon todt, als ich nach Paris kam. Und das bon-mot?

Ich. Eine junge Fille d'Opera hatte das Unglück, daß die Umarmungen eines Liebs habers bey ihr ansetzten, und sich nach Neun

Monaten entwickelten. Sie klagt der Arnoux ihren Ulfstern, und fragte: wie es denn Mlle. Raucourt ansehe, bey so vielen Liebhabern, demselben auszuweichen? „Ma chere enfant,“ erwiderte die Arnoux: „Une souris qui n'a qu'un trou est bien-tôt prise.“

Er. Sehr wichtig und sehr beschäst. Mein Couplet ist nicht so gut. Hören Sie nur: (er singt.)

Pour te fêter, belle Raucourt,
Que n'ai-je obtenu la puissance
De changer vingt-fois en un jour
Et de sexe et de jouissance.
Oui, je voudrois, pour t'exprimer
Jusqu'a quel degré tu m'es chere,
Etre jeune homme pour t'aimer
Et jeune fille pour te plaire,

Ich. Sie sind sehr bescheiden, mein lieber Freund. Ihr „Couplet“ sagt gerade noch einmal so viel, als mein „bon-mot!“

Wissen

Wissen Sie nicht, ob dieser frohe Wunsch an die Behörde gelangt ist?

Er. Ganz gewiß! Wie könnte ein bel-esprit diesen Vers gemacht und ihn nicht auf der kleinen Post ihr zugeschickt haben?

Ich. Und wie hat sie es aufgenommen?

Er. (mich ansehend) Wollen Sie mich zum Besten haben?

Ich. Wie kommen Sie darauf? — Ach ich verstehe! Sie denken, ich will mich an Ihnen rächen wegen Ihrer Wißbegierde bey meiner neulichen mikrologischen Deduktion über Marsfeld und Märzfeld. Es ist wahr, wir scheinen ein wenig vom General Dämourier abgekommen zu seyn —

Er. Und Sie haben mir hinterlistig mein Steckensperd satteln wollen?

Ich. Das nicht! Genau überlegt, gehört noch alles, was Sie bis jetzt gesagt ha-

haben, zur Sache. War die Mancourt reich?

Er. Reich? Ja, wie alle Mädchen ihres Art — „pour le moment.“ Aber, bey weitem nicht so reich, wie die Guimard.

Ich. Wirklich?

Er. Denken Sie nur, diese hatte auf der „Chaussée d'Antin“ ein Haus, so groß und geschmackvoll, so mollüstig eingerichtet, daß man sagt, es habe ihr über 400,000 Livres gekostet.

Ich. Sie tanzte herrlich!

Er. Dies allein hat ihr nicht so viel eingebracht! Eine Menge französischer junger Großen setzte eine Ehre darin, ihr Opfer jeder Art zu bringen. Als die Königin noch Königin war, rollte ihr auch eine schöne Zahl Louis-neufs jährlich in den Schooß.

Ich. Wofür?

Er. Diesmal bloß für ihren guten Geschmack. Bey feyerlichen Gelegenheiten wurde sie mit Sechsen zur Toilette der Königin abgeholt. Keine Nadel wurde ohne sie gesteckt. Deshalb fand man den königlichen Anzug immer etwas opornhaft. Wissen Sie, was die Königin einmal für eine Weisung von ihrer ehrbaren Mutter darüber bekam?

Ich. Ich weiß heute nichts!

Er. Ich versichere Sie. Aber ich habe von Ihnen gelernt, niemanden etwas zu schenken. Hören Sie also: Die Königin schickte ihrer Mutter ihr Portrait. Der Anzug war mit der geschmackvollen Guinard reichlich überlegt worden. Der Maler hatte ihn eben so wieder gegeben. Maria Theresia, eine große Frau, aber „du goût le plus mesquin,“ schickte das Bild mit folgenden Zeilen zurück: „Vos ordres ont été mal exécutés. Au lieu

de la Reine de France, que je m'attendois à admirer dans votre envoi, je n'ai trouvé que la ressemblance et les entours d'une Fille d'Opera. Il faut qu'on se soit trompé.

Ich. Wo steht das?

Er. (empfindlich) In meinem Portes feuille.

Ich. Die Quelle ist etwas unzuverlässig, aber ich will es mit ihnen nicht so genau nehmen, wie Sie mit mir vor ein paar Tagen. Lassen Sie uns auf die Hauptsache zurück kommen. Die Theatermädchen, die gerade Mode sind, haben also gute Einkünfte?

Er. Versteht sich. Keine der Vortänzerinnen bey der Oper hat unter 15 — 30,000 Livres jährlich, und die Actricen bey den andern großen Theatern können, ein Jahr in das andre gerechnet, von 15 — 20,000, eine

zunehmen haben. Dies bringt ihnen ihr Antheil an der Einnahme, die, nach der Anweisung und nach der Rolle, unter sie vertheilt wird. Eben so mit den Aftiens. Selbst die jüngsten beyderley Geschlechts bekommen jährlich ein festes Gehalt von 3 bis 6,000 Pueres.

J. Kann ich mich auf diese Angaben verlassen?

E. Gewiß, wenn das gute Vorurtheil gegründet ist, das Sie in diesem Punkt für mich haben.

J. So schenk ich Ihnen die Dokumente.

E. Ich nicht. Ich wäre Ihres Vertrauens unwerth, wenn ich Ihnen nicht ein halbes Duzend Bücher und Broschüren zur Beglaubigung meiner Angaben anführen könnte. Lesen sie also —

J. (ihn unterbrechend) Sehr verbunden.

Er. Merken Sie sich also nur folgende: *Causes amusantes et connues etc.; Plaintes et doléances des Comédiens François; l'Espion du Boulevard; l'Espion anglois* —

J. G. Genug und satt. Sie sollen mein räsonnirendes Register seyn, wenn ich einmal Theil und Seite dieser Bücher wissen will, wo die erwähnten Gegenstände vorkommen. Ist das aber noch so?

Er. Was wollt' es nicht! Seit der Revolution sind zu den alten Theatern noch drei neue hinzugekommen. Ein sicherer Beweis, daß es im Parterre und hinter den Koulissen nicht an Liebhabern fehlt. Die Renten der Schauspieler und Schauspielerinnen haben eher zu als abgenommen.

J. G. Es bleibt also dabey, daß diese Herren und Damen gute stehende Einkünfte haben; und die zufälligen?

Er. Bey den Damen sind sie Legion, und haben ihre Hauptquelle, wie D'Alembert einmal sagte, in den „loix du mouvement.“ Sie wechseln ihre Liebhaber, wie ihre Anzüge. Keiner kommt ohne Tribut davon, das ist natürlich. Der Eine giebt das Quartier, der Andre die Meubles, der Dritte den Tisch, der Vierte die Equipage und die Bedienten, der Fünfte — Nichts —

Ich. Nichts, sagen Sie?

Er. Sie ärgern mich mit Ihren verstellten Schülerfragen! Sie müssen doch wissen, daß diese Mädchen gegen die gebenden Liebhaber nur dankbar sind, daß sie aber auch welche brauchen, die sie lieben.

Ich. Diese also geben nichts?

Er. Nein; sie bekommen. Wissen Sie, wie man diese Nebenkäufer mit einem Kunstausdruck nennt?

Ich. Das gehört zu Ihrer Gelehrsamkeit.

Er. „Amis“ oder „Amans“ heißen sie, und sind oft ihres Zeichens nur junge Offiziere, Tänzer, Maler, Friseurs, oft gar nur Bediente —

Ich. Kein Wunder! Diese Edeltinnen müssen doch irgendwo mit der Menschheit zusammen hängen.

Er. Diese geben ihnen den Genuß, den die höhern Liebhaber oft bloß versprechen. Dafür werden sie verhältnißmäßig bezahlt. Indessen sind diese Ausgaben nicht so groß, daß jene Dilettantinnen nicht sollten ein vortrefliches Haus machen können. Ihrer Dieners, Coupers, Equipage, Kammerdiener, Kammerfrauen und Mägde, dürfte sich oft keine Prinzessin schämen. Unter dem alten regime, wurden sie nicht selten sogar von diesen beneidet, und dieser Neid, wenn er

auch sonst ohnmächtig blieb, war doch in satyrischen Ausfällen stark. Einmal hatte Mlle. Adeline, vom Theatre Italien, einen Halschmuck von Diamanten —

Ich. Bravo! Nun sind Sie im Zuge. Ich erwarte ein Duzend Anekdoten, die hier her gehören —

Er. Zehren Sie nur fort. Vielleicht finde ich schon morgen Gelegenheit, mich an Ihnen zu rächen. Die schöne Adeline also, die jetzt häßlich ist, hatte ein prächtiges Halsband von Brillanten, von derjenigen Art, die man „rivieres“ nennt, und die, in einem funkelnden Strom, vom Halse herab über den Busen hinunter flossen. Ein junger Herr, der bey einer hohen Dame in der Voge stand, machte sie aufmerksam auf diesen außerordentlichen Schmuck und sagte: „Voilà une riviere qui descend bien bas! —“ „C'est, erwiderte die Dame: C'est qu'elle retourne vers la source.“

Ich. Allerliebst!

Er. Den großen Baron verfolgte, schon vor achtzig Jahren, der Meid auf ähnliche Art. Sein Kutscher und seine Bedienten, die es sich vermuthlich zu großer Ehre rechneten, diesen Kaiser, König, Heros und Tyrannen zu fahren, und ihm die Schuße zu putzen, geriethen in Handel mit den Leuten des Marquis von Viron, und bekamen derbe Prügel. Baron war sehr böse über die Schande, die man seinem Hofstaat anthut. Er gieng aufgebracht zum Marquis: „Mr. le Marquis,“ sagte er: „Vos gens ont battu les miens. Je vous demande justice.“ — Der Marquis, dem die Etienne warm wurde, daß ein „Comédien“ von „gens“ sprach, welche von den „gens“ eines Marquis, die auch nur „gens“ waren, zerbläuet seyn sollten, daß also dieser „excommunié“ sich mit ihm in Parallele zu setzen so frech war, erwiderte: „Mon pauvre Baron, que veux tu que je te dise? Pourquoi as-tu des gens?“ —

Joh. Aller Ehten werth!

Er. O, selcher Traits weiß ich noch
hundert.

Joh. Schließen Sie nur für diesmal Ihre
Magazin und beantworten Sie mir noch eine
Frage —

Er. Aber, wo bleibt Dämonnier?

Joh. Wir sind bey ihm, sag' ich Ihnen.
Diese Damen und Herren, die so viel Auf-
wand machten, daß sie sich den Kleid der
Großen zuzogen, müssen nothwendig treflich
leben. Das ist mit Händen zu greifen. Lebt
es sich aber auch eben so angenehm mit ih-
nen?

Er. Sie sehen mich in Verlegenheit mit
Ihren Fragen. Soll ich Ihnen sagen, wie
mir der Umgang mit diesen Mädchen, oder
wie er Andern gefallen hat.

Jch. Sagen Sie mir, wie er Ihnen gefallen hat. Die Schilderung wird dadurch lebendiger. Daß ich Sie nicht so streng beurtheilen werde, wie unser Publikum dem General D'Amourier, versteht sich von selbst. Hört' ich Ihnen sonst wohl bis jetzt ohne Censur zuhören können?

Er. O, wenn Sie mir diese Versicherung auch nicht gäben, ich ließe dennoch mein Gefühl sprechen. Wissen Sie also, daß es nichts Entzückenderes geben kann, als der Umgang mit diesen Mädchen. —

Jch. Mit Erlaubniß, wird jetzt Ihr Körper oder Ihre Seele sprechen?

Er. Beyde, so der Himmel will, und beyde aus Einem Munde. Sie haben doch noch eine Idee von dem verführerischen, blendenden Glanze der Pariser Oper? Von den Tänzen, mit welchen die Vorstellungen vermischt sind?

J. h. Noch eine ziemlich lebhaft.

Er. Gut! Sie ersparen dadurch sich und mir die Hälfte einer Schilderung. Denken Sie sich also ein Wesen, das aus den reizendsten Umgebungen hervorschwebt; auf Bäschen, die in einem ewigen, niedlichen Spiele begriffen sind; in einem Anzuge, den der feinste Geschmack in der Eroberungskunst erfand; denken Sie sich, wie diese zarte Nymphe wechselseitig das rührende Schmachten der Liebe und das erschütternde Begehren der Wollust, in Blicken, Stellungen und Gesten darstellt; wie sie flieht, um eingeholt zu werden; wie sie verweigert, um zum Nehmen einzuladen; wie sie sich ergiebt, um zu erobern —

J. h. Schön! Sie sprechen von französischen Sachen mit acht französischen Wendungen.

Er. O, Sylbenstecher! O, abscheulicher Grammatiker! Wie können Sie bey meinem Gemälde an den Pinsel denken?

Ich. Sie können sich dafür am besten rächen, wenn Sie fortfahren —

Er. Denken Sie sich also, Sie liebten diese rehende Kreatur —

Ich. Denken? O, ja!

Er. So wie sie erscheint, fahren alle Hände zum Klatschen zusammen! Jedes Auge richtet sich, mit einer Art von Trunkenheit, auf sie. Ihre Figur und ihre Kunst bewirken ein allgemeines, laut ausgedrucktes Entzücken, und um sie drehen sich, für diesen Moment, alle Gefühle, alle Wünsche, der ganze begeisterte Beysall von Tausenden! Wenn nun Ihr Herz, während ein ganzes Publikum in Wonne aufgelöst ist, Ihnen sagt: Dies Wesen, das solch eine gewaltsame Wirkung thut, ist Mein; das ganze System ihrer Reize und ihrer Kunst erhebt sich darum so hoch ins Göttliche, weil Ich in der Oper bin; weil sie Mir gefallen, Mir Genuß geben will —

Jch. Ich verstehe Sie! Diese Wendung ist meistachast, ohne Ihnen zu schmeicheln. Ich begreife nun, wie Männer, besonders junge, so fest und so lange in den Fesseln dieser Verführerinnen bleiben können, ohne daß ihnen die Augen aufgehen? Der Zauber ist sehr stark, der aus der geschmeichelten Eigensliebe hervorgeht. Illusion ist also die Kunst dieser Weiber! Die Kraft und den Reiz dieser Kunst ahnde ich —

Er. Und ich habe sie gefühlt —

Jch. Bedauere!

Er. Was Sie Illusion nennen, ist freylich bey solch' einem Weibe der einzige aber auch, seiner Natur nach, der hinreißendste Genuß. Alles ist Theater bey ihr. Heute haben Sie an ihr eine Königin, morgen eine naive Sklavin; heute eine heroische Diane, morgen eine schüchterne Najade. Juno besieht Ihnen heute, morgen wartet Jhret

mit offenen Armen eine Ariadne. Heute
tölen und weinen Sie zu den Füßen einer
Medea, morgen zerfließt eine Penelope in
Thränen an Ihrer Brust —

Ich. Genug und satt! Die Liebhaber
dieser Weiber, sehe ich wohl, haben in Einer
einzigen ein zahlreiches Serail mythologischer
Göttheiten. Schade, daß sie alle sabelhaft
sind, und daß oft eine magre, kleine, giftige
Kraupe, auf einige rauschvolle Momente, diese
schönen Schmetterlingsgestalten geborgt hat —

Er. Wem fällt das ein, wenn das Blut
im Draußen, die Eigenliebe im Genießen ist?
Legen Sie zu dem allen noch Verstand, Wiß,
Feinheit, und Lebhaftigkeit, und lassen Sie
diese auf Sie zu wirken anfangen — wahrhaftig,
dann geht Ihr Verstand eben so mit Ihnen
davon, als alles übrige —

Ich. Ihr „Alles übrige“ ist mystisch!
Darf ich wissen, was Sie damit meinen?

Er.

Er. Ich meyne alles übrige, was nicht Verstand ist.

Ich. Vortreflich! Sehr deutlich!

Er. Nichts geht über die kleinen Soupers, die man mit diesen Mädchen veranstalten kann —

Ich. Ah, jetzt tippen wir wieder auf Dämourier —

Er. Jedem Andern würde ich sie beschreiben, aber Ihnen nicht, mein kalter Herr —

Ich. Sie sind sehr unbarmherzig!

Er. Wenn dieser Seuffer Ernst wäre, so thäte ich was für Sie! Ich gäbe Ihnen so gar in Versen eine Skizze davon —

Ich. Geben Sie doch! Es ist mein Ernst. Die Verse sind vielleicht gar von Ihnen?

Et. Ich schicke sie an „Mlle Rose,“ Bote
tänzerin bey der Oper. Nur ein paar davon.
Ihr Uetheil verbitte ich —

— — — — —
Et erois tu, jeune enchanteresse,
Que dans ton bel oeil de saphir
Je puisse voir, sans ivresse
Et sans que le trait du desir
A l'instant m'atteigne et me presse,
Briller le signal du plaisir ?
Dans mon aile viens répandre
Son éclat, son charme divin.
A souper je t'y vais attendre,
Couvert bien net, du plus beau lin;
Une pyramide de roses;
A chaque Grâce un plat bien fin . . .
A toi seule tu les composes,
Sous tes doigts de lis jaillira
De l'Epernay l'ambre liquide,
L'encens d'Amathonte et de Gaïde
Sur un autel y brûlera.

Dans l'éclat transparent du verre,
 Sous mille formes s'y joûta
 Une flamme vive et légère.

Viens faire asséoir à ton côté
 Les deux enfans de la Folie,

L'enjoûement et la volupté,

Du feu léger de la saillie,

L'un à souper peut petiller;

Plus sensible et moins aimable,

L'autre s'y pourrait ennuyer:

Ah! voudras-tu la renvoyer?

Quand nous aurons quitté la table?

*Joh. Nach aufgehobener Tafel setzte sich
 Dämourier in den Wagen und fuhr davon —*

*Er. Das ist ihm nicht zu verdenken.
 Meines Wissens, ist er schon in den sechszigen.
 Aber soll dieß ein Verwurf für mich seyn, daß
 ich nicht davon fuhr?*

*Joh. Ich weiß nicht. Nur dieß weiß
 ich, daß Sie mir genug gesagt haben, um*

über Dämourier weniger ängstlich zu urtheilen,
als unser Publikum —

Er. Genug gesagt! Wie ist seit einer
Viertelsunde kein Wort von ihm entfallen.

Ich. Das kann wohl seyn; und doch
liegt in dem, was Sie bis jetzt gesagt haben,
eine vollständige Entschuldigung dieses Gener-
als und eine Lobrede auf die neuesten Pariser —

Er. Wissen Sie, ich halte Sie für sehr
unglücklich, daß Sie in jedem Dinge, immer
zwey Dinge sehen.

Ich. Sie sind wunderbar. Je mehr
man sieht, destomehr erfährt man. Ich halte
wieder die Leute für unglücklich, die in jedem
Dinge nur Eins sehen. Aber lassen Sie mir
das nur hingehen, damit wir uns nicht in
Wortspiele verlieren. Es ist Zeit, daß wir
die Moral aus Ihren unneralischen Gemälden
und Winken ziehen —

Er. Die Arbeit überlasse ich Ihnen. Ich gebe Ihnen mein Wort. Sie nicht so oft zu unterbrechen, als Sie mich unterbrochen haben.

Ich. Desto schlimmer für mich und Demourier. Sie werden mir dann auch nicht so aufmerksam zuhören, und sich, nun von Moral die Rede ist, für Ihren Klienten weniger verwenden, als vorher, da von Immoralität die Rede war —

Er. Ich begreife nicht, wo sie hinaus wollen. Steckt irgend wieder eine boshafte Wendung dahinter?

Ich. Wenn Sie das für eine halten, daß ich jetzt mit Ihnen von Moral sprechen will? — Aber, beruhigen Sie sich. Diese Moral wird französisch seyn, das heißt so, wie man sie aus den „contes moraux“ Crebiklons ziehen kann —

Er. Sie sind stark in Einleitungen, wie alle Moralisten. Ich bitte um Kürze.

Ich. Gut also. Von allem, was Sie gesagt haben, ist die Moral diese: Frankreich wird ärmer, ist mithin auf dem Wege, besser zu werden.

Er. (lächelnd) Wahrhaftig, dieß Resultat ist ein köstlicher Beweis von der musterhaften Aufmerksamkeit, mit der Sie mich angehört haben. Ich habe kein Wort von Frankreich und von ärmer und besser gesagt.

Ich. Wollen Sie mich zwingen, Ihre und meine Ehre zu retten? Ich würde mich für Sie und für mich schämen, wenn Sie nur das gesagt hätten, was Sie gesagt haben, und wenn ich nur das gehört hätte, was ich hörte. Sie hätten frivole Dinge gesagt, und ich dergleichen gehört. Sie sollen mir noch Dank

wissen daß ich in Einem Dinge ihrer zwey sehe —

Er. Sie spannen mich auf die Folter. In meinem Leben sind Sie mir noch nicht so unverständlich gewesen.

Ich. Und ich sehe meine Ehre zum Pfande, daß mich jeder Dritte verstehen würde, der unser Gespräch angehört hätte. Fast möchte ichs darauf ankommen lassen und kein Wort mehr sagen —

Er. Thun Sie das nicht, Sie verlören zu viel dabey. Wenn Sie ein ächter Moralist sind, so müssen Sie auch Freude daran finden, Ihre Moralen ein wenig vorzuläuen. Lassen Sie mich nicht länger schmachten.

Ich. Dänourrier kam als Retter des Vaterlandes nach Paris. Es geht uns hier nichts an, ob er es gerettet hat, oder die

Gährung der Trauben von Champagne, welche die Preussen und Oesterreicher ohne Brod aßen. Wenn im alten Frankreich jemand, unter solchen Umständen, nach Paris kam, so bemächtigten sich die großen und reichen Häuser seiner. Er war der Mann des Tages. Sein Aufenthalt in der Hauptstadt war ein Triumph. Was alle drey Reiche der Natur Ess- und Trinkbares hervorbrachten, ward ihm aufgetragen; was alle fünf Sinne und auch der sechste, in ihrer lästernsten Begehr, verlangen konnten, stand ihm zu Gebote. Die Eigensliebe Aller strengte sich an, um seiner Eigensliebe zu schmeicheln. Die Renten der Ducs und Marquis und „Fermiers“ erschöpften sich, um ihn zu ehren, und die Kofetterie ihrer Gattinnen war in voller Rüstung, um ihm bemerkbar und fühlbar zu machen, daß er seines Ruhms wegen, der Nähe werth sey, erobert zu werden. Der Schweiß der nächlichsten Staatsbürger schäumte dabey in vollen Gläsern, bligte in Brillanten, Panaschen, zers

plagte in Masketen, brannte in tausend Lampen — ihm zu Ehren. Verschwendung, Ueppigkeit, Uebermuth, begleiteten ihn auf jedem Schritte. Der bessere Theil der Nation hatte bloß Erlaubniß, zuzusehen und ihm ein mattes, *et éteint* „Vive“ zu rufen —

Er. Sie fallen aus Ihrer Rolle, mein lieber Freund! Diese Wärme und dieser Nachdruck schicken sich nicht für einen Moralisten.

Ich. Für einen Deutschen nicht, wohl aber für einen französischen. — Von dem allen fand Damiourier nichts. Keinen König mehr, der ihm, zum Lohn für seine Thaten, eine — Audienz gab; keinen Hof, der ihm ins Gesicht lobte, und hinter dem Rücken sein „*air gauche*“ bespöttelte; keine Großen, die ihn äußerlich bewunderten und innerlich beneideten; keine glänzenden Häuser, die wechselseitig von ihm Glanz borgten, und ihm Glanz

zu geben glaubten; kein Volk, das ihn, im ersten Rausche, vergötterte und in dem nächsten, kalten Augenblicke chansonierte; keine Dämonie mehr, die ihn mit ihren Fesseln beehrte, und dafür, um sich einen Namen zu machen, ihm die Dienste eines Opernmädchens that —

Er. Endlich ahnde ich, wohin Sie wollen. Ich werde wohl gar am Ende noch mit ihrer Moral zufrieden seyn müssen —

Ich. Für das alles findet er einen Volks-Ausschuß, der ihn mit Freuden empfängt, aber ihm bloß auf gut mitbürgerlich dankt und ihm erlaubt, für Tisch, Wein und Mädchen selbst zu sorgen. Seine Mitbürger sind arm, und deshalb bloß patriotisch. In ganz Paris ist kein einziges großes Haus mehr, wo er seine Eitelkeit, seinen Hang zum Wohlleben und seine Neigung zur Libertinage in Einer Ringmauer befriedigen kann. Als Carro-

gat für das alles, findet er nur Theater, wo ihn zwar die versammelten Bürger mit Händeklatschen empfangen; wo er zwar Pracht, Glanz, Illumination sieht; wo er zwar den fröhlichen Einklang der Instrumente hört; aber wohlgemerkt, das alles drehet sich nicht um ihn als Hauptperson, sondern das Publikum hat es für sich bezahlt, und giebt ihm, um ihn zu ehren, höchstens einen freyen Zutritt. Er findet keine übermüthige Verschwen- der mehr, die ihm, auf dem Rücken des fleißigen Staatsbürgers, Coupées und Wälle gäben; sondern nur Leute, die von dem Ueberfluß und dem Hang zum Vergnügen ihrer Mitbürger leben. Welch ein Unterschied! Nur unter diesen findet er noch den Aufwand, den leichten Ton, die Galanterie, den Hang zu Sinnlichkeiten aller Art, die ehedem das fast ausschließende Vorrecht der höhern Stände waren; er selbst ist in diesen Zirkeln oder deren Nähe erzogen, und hat mit ihnen gelebt; seine Neigungen sind noch aristokratisch,

wenn auch seine Grundsätze republikanisch sind;
eine Montenier, ein Talmas —

Er. Um Verzeihung, wie schreiben Sie
den Namen des letztern? hinten mit einem
S., oder ohne S.

Ich. O, Kleinigkeitsschrämer, wie bin
ich jetzt an Ihnen gerächt! Ich schreibe ihn
mit einem S. —

Er. Falsch! Falsch! Dieser Auteur heißt
nicht Talmas, sondern Talma. Sie haben
sich von dem Korrespondenten des Hambur-
ger Korrespondenten irre führen lassen. Sehen
Sie hier (er zieht ein Büchlehen aus der
Tasche) im Calendrier des Spectacles de
Paris von 1790, Seite 37, heißt er Talma
ohne S. Der Redakteur muß doch wohl wis-
sen, wie er sich eigentlich schreibt?

Ich. Nehmen Sie meinen Dank für diese
höchst wichtige Belehrung. Dieser Talma



